© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die Spitzenhausindustrie im Raum St. Gilgen

Von Monika Thonhauser

Die Alltagsgeschichte, auch als Neue Sozialgeschichte bezeichnet, versucht wichtige Alltagsbereiche der Vergangenheit — gesellschaftliche Prozesse und Institutionen sowie die Existenzbedingungen der Menschen, insbesondere der „kleinen Leute" — zu beleuchten. Damit lassen sich in diesem Bereich Nahrung, Kleidung, Wohnverhältnisse, Berufstätigkeit, Krankheit und Tod, aber auch die Lebensbedingungen der Familien subsummieren[1].

Zu bemerken ist, dass gerade die Theorien der Proto-Industrialisierung, die explizit Regionen als Untersuchungseinheiten auswählen, darauf hinweisen, dass es sich bei den sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen, die durch die Expansion der ländlichen, gewerblichen Produktion entstanden sind, um kleinräumige, regionale Phänomene handelte[2]. Da sich das Arbeitsfeld der Alltagsgeschichte ins Uferlose verliert, ergeben sich auch in der vorliegenden Arbeit Abgrenzungsfragen: die europäische Spitzenproduktion als Bereich der Proto-Industrialisierung, die Spitzenhausindustrie, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im St. Gilgener Raum, die nur unter dem Blickwinkel der Spitzenproduktion und des Handels und selbst da nur ausschnittweise fokussiert werden.

Aus gedruckten Quellen geht hervor, wie die erzbischöfliche Regierung durch Gesetze und Verordnungen die Rahmenbedingungen für den Alltag regelte. Per Gesetz lässt sich zwar das Leben regeln, doch interessant sind die Prozessakten und Eingaben der Bevölkerung, die zeigen, wie sich das Leben, der Alltag, wirklich gestaltete.

Mit ersten Aufzeichnungen über das Leben der Landbevölkerung versuchten sich Reiseberichterstatter[3], die Salzburger Landschaften, Besonderheiten und Einwohner, deren wirtschaftliche Verhältnisse, Frömmigkeit, Charaktereigenschaften, Sprache und dergleichen mehr beschrieben. Nachdem die Berichte in der zweiten Hälfte bzw. Ende des 18. Jahrhunderts geschrieben wurden, also schon am Auslaufen der Spitzenhausindustrie, findet die Klöppelei kaum noch Erwähnung. Da es sich um die so genannten „kleinen Leute" handelte, die mit dem Klöppeln ihren Broterwerb bestritten, findet sich über ihre Lebenswelt weder eine Aufzeichnung noch eine bildliche Darstellung.

Die Spitze, ein Kind der Renaissance, war über Jahrhunderte ein modebedingtes „Muss". Mit der Französischen Revolution (1789) kam ein erster Einbruch für den internationalen Spitzenabsatz: Spitze zu tragen war plötzlich verpönt und das duftige Textil wurde eine zeitlang aus der Mode verbannt. Obwohl die Spitzenklöppelei als karger Broterwerb der armen Bevölkerungsschichten gesehen wird, geht es nicht ohne Reflexion auf die Konsumenten, den Adel, die hohe Geistlichkeit, denen es nicht nur durch

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Kleiderordnungen gestattet war, feinste italienische, flandrische oder französische Spitzenzier zu tragen — sie konnten sich dieses überaus teure Textil auch leisten. Das gehobene Bürgertum und die reichen Kaufleute, denen bestimmte Spitzenkategorien zu tragen gestattet waren, mussten auf gewöhnlichere Ware aus den Hausindustriezentren wie dem Erzgebirge, Südtirol oder auch Salzburg zurückgreifen.

Ein weiterer, wesentlich bedeutenderer Einbruch kam mit den musterbildenden Textilmaschinen[4]. Mit der fortschreitenden maschinellen Entwicklung konnten bald die Spitzentechniken nachgeahmt werden und dies mit einer Beschleunigung des Arbeitsvorganges und einer Vervielfachung der Produktion[5].

Vielerorts wurde noch mit allen Mitteln, vor allem mit einfacheren Mustern und erhöhter Arbeitsleistung versucht, gegen die maschinelle Konkurrenz anzukommen. Niedrigste Löhne und ein ständiger Musterwechsel sollten die Spitze konkurrenzfähig machen. Eine immer schnellere Arbeitsweise brachte rasch Qualitätsverluste. Um diese Erwerbsmöglichkeit dennoch aufrecht zu erhalten, wurden Klöpplerinnen aus den österreichischen Klöppelregionen in Wien, am „Central-Spitzencurs" (gegründet 1879) ausgebildet.

Die Salzburger Spitzenhausindustrie galt für eine ganze Region als ernst zu nehmender Erwerbszweig, doch Salzburg hat bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also sehr früh, die mühsame Spitzenherstellung wieder eingestellt. Das Ende der Spitzenherstellung bahnte sich bereits um 1800 an, als Folge der tristen Wirtschaftslage, der Kriegsereignisse und einem Absatzrückgang und durch fehlende österreichische Märkte. Freilich wurde vereinzelt noch geklöppelt, doch die Hausindustrie hatte kaum noch eine Bedeutung.

Über die Klöppelei, ihre Anfänge, die Klöpplerinnen selbst und über den Umfang der hergestellten Ware gibt es kaum Anhaltspunkte. Eine knappe Information über das Platzerische Handelshaus mit einer zahlenmäßigen Angabe der im Verlag stehenden Klöpplerinnen in Thalgau gibt einen Einblick in das Verhältnis, wie viele Klöpplerinnen für einen Spitzenhändler arbeiten mussten, damit der Spitzenhandel einen Gewinn erbrachte. Daraus lässt sich die ungefähre Anzahl der Klöpplerinnen schätzen, die für die St. Gilgener Spitzenkrämer — die namentlich bekannt sind — gearbeitet haben könnten. Die Hausindustrie und das Verlagswesen sind hauptsächlich über den Handel zu erschließen. Wahrscheinlich nützten die Spitzenkrämer die Handelswege der Fuhrleute, die aus dem Böhmischen den Hopfen für das Bräuhaus holten oder die das Eisen entlang der Eisenstraße transportierten. Ein Teil der Spitzenware wurde an Händler in Salzburg, die Handelsbeziehungen zu großen deutschen Handelshäusern pflegten, geliefert. Über diese Handelshäuser gelangte die „Salzburger Spitze" bis in die Niederlande. Einige Passierscheine geben Auskunft über die Märkte, die die Spitzenträger besuchten, wo die Ware an einen Händler abgeliefert oder selbst eine Art Marktstand aufgeschlagen wurde.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Das Beobachtungsfeld um das Spitzenkramerhäusl mit der Klöppelstube als Endpunkt muss daher über den lokalgeschichtlichen Rahmen des Dorfes St. Gilgen hinausgehen, nicht zuletzt, weil durch das proto-industrielle Gewerbe ein ständiger Austausch mit anderen Spitzenzentren nötig war, um mit den modebedingten Mustern „up to date" sein zu können und auf den überregionalen Märkten bessere Absatzchancen zu haben.

Die museale Aufbereitung der Alltagskultur mit dem Schwerpunkt Spitzenhausindustrie fordert letztlich nicht nur eine Hinwendung zu den kleinen Welten der Klöpplerinnen, um auf diese Lebenswelt einen „nostalgischen" Blick werfen zu können, sondern es müssen auch die übergeordneten Ebenen einen Platz finden, die Orts- und Landesgeschichte, die mit der Alltagsgeschichte der „kleinen Leute" auf das Engste verklammert ist.

DIE SPITZE

Der Spitzenexperte Friedrich Schöner übernimmt eindeutige Begriffe aus neuesten sprachwissenschaftlichen Untersuchungen über textilspezifische Benennungen, wenn er die Spitze morphologisch als textiles, planares Gebilde, das ein Ornament enthält, beschreibt. Spitze ist aus tektonischer Sicht ein Gefüge aus Baugliedern: gedrehten, gekreuzten, umwundenen und umschlungenen Fäden. Die Leerstellen zwischen den teils dichten, teils lockeren Gefügestellen der Bauglieder werden Lakunen genannt. Zusammenfassend lässt sich daher sagen: [...] *Die Spitze ist ein flächiges, textiles Gebilde in Form eines Ornaments, dessen Wirkung auf dem Durchscheinen des Hintergrundes durch die sich zwischen den dichteren Musterformen befindenden Leerstellen beruht.*[6]

Ursprung und Vorläufer

Die Spitzenkunst ist nach Bury Palliser seit jeher mit der Nadelarbeit verwechselt worden, daher sollten auch beide beschrieben werden. Palliser meint die Wurzeln der Spitze in der Bibel, im 2. Buch Mose zu finden, wenn die Rede von kunstvollen Arbeiten ist, die an den Umhängen des Vorhofes, dem Leibrock des Hohepriesters und dem Hebopfer zu finden sind: ... *von gezwirnter weißer Leinwand, von blauem und rotem Purpur und von Scharlach. Cherubim sollst du daran machen von kunstreicher Arbeit ...*[7]

Aber auch im unendlich feinen Schleier, der *Zanzera*, den die heiligen Frauen auf den präraffaelitischen Bildern[8] tragen und der — wie das hemdartige Gewand an den Rändern — mit Ornamenten geschmückt ist, meint Bertha von Jurie die Vorläufer der Spitze zu erkennen. Und sie führt noch eine Quelle an: die heimische Goldstickerei, Posamenterie und Weberei, aus der sich ihrer Meinung nach die Gold- und Silberspitze und die Klöppelspitze entwickelt haben[9].

Generell lässt sich feststellen, dass der Ursprung der Spitze überwiegend im Orient gesucht wird, wo schon im 3. Jahrtausend v. Chr. eine kunstvolle Saumbehandlung an den steinernen Standfiguren Mesopotamiens abzule-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

sen ist. Nadelarbeit und Stickerei standen bei den Griechen in hohem Ansehen — Homer berichtet häufig von feinen Frauenschleiern und bestickter Kleidung — und ebenso lassen die Grabgemälde der Ägypter kostbare Stickereien erahnen: Prunkgewänder zeigen an den Rändern farbige, aber auch mit Gold- und Silberfäden gestickte Motive. Selbst Alexander und Augustus huldigten der Nadelarbeit, und von den Phrygiern heißt es, dass sie darin so gewandt waren, dass die gesamte prunkvolle Stickerei nach ihnen benannt wurde[10]. Auch Moriz Dreger spricht von den Dünnstoffen des Morgenlandes, die für Schleier Verwendung fanden. Erste Anzeichen für Spitze ergeben sich für ihn aus den zusammengefassten Grundfäden und den dabei entstandenen Zwischenräumen: [...] *Solche werden besonders an den Rändern und Enden der Stoffe gebildet, so daß wir hier tatsächlich schon das der Spitze zugrunde liegende Streben zu erkennen vermögen ...*[11]

Der Ausdruck *lacis* für das Netz, der im englischen Begriff für Spitze (*lace)* bis heute weiterlebt, könnte ein Hinweis auf die weißen Netzarbeiten als Vorstufe der Spitze sein[12]. Das italienische *reticella* von lat. *rete* meint auch die Netzarbeit und bezeichnet gleichzeitig die geometrisch gemusterte Nadel- und Klöppelspitze des 16. Jahrhunderts.

Dass ursprünglich Spitze als Besatz verstanden wurde, zeigt sich aus den Bezeichnungen *kant* (niederl.), *passement, dentelle, point* (franz. Borte, Zähnchen, Spitze) und *punta* (ital.) für ein in Spitzen oder Zacken auslaufendes Gebilde, das die Leinwand umsäumte. Damit ist für Tina Frauberger die Franse, als organischer Abschluss des Stoffrandes, die durch das regelmäßige Verknüpfen und Verflechten der Kettfäden entsteht, das eigentliche Vorbild der Spitze[13]. Aber nicht allein ein durchbrochenes „löchriges Gefüge" eines Besatzes ist maßgeblich, denn Friedrich Schöner erkennt eine Annäherung an das Spitzengefüge erst, wenn textile Techniken die Fähigkeit aufweisen, die Fäden rhythmisch so zu ordnen und zu verbinden, dass eine flächige Musterung entsteht[14]. Daraus lässt sich folgern, dass in der Behandlung des Saumes, in der Sicherung der Kettfäden, die wichtigsten Ursprünge der Spitze zu sehen sind[15].

DIE NADELSPITZE: EINE EINFADENTECHNIK

Die höchste Entwicklungsstufe erreichte die Nadelspitze in Italien, Frankreich und in den Niederlanden. War es anfangs der einfache Ziersaum, der *punto tirato,* und danach das freigebildete, quadratische Gerüst des Doppeldurchbruchs in der Leinenwebe, in das die Musterfüllungen, *punto tagliato,* genäht wurden, so kam mit zunehmender Fertigkeit noch eine weitere Variante dazu: der *punto in aere* — das Arbeiten „in die Luft". Damit löste sich die Näharbeit von der Leinenwebebasis und bildete eigenständig Zackenformen als Kantenzier.

Eine Einteilung beschränkt sich nicht auf selbstständige Gruppen, sondern beachtet das Vorhandensein von Reliefs, Ziereffekten und die qualitative Ausführung der Netze und Stege. Die Herstellung der Nadelspitze ist

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

wesentlich aufwendiger als jede andere Spitzentechnik, lässt aber der Spitzennäherin ein größeres Maß an schöpferischer Freiheit[16].

Zum Arbeitsverlauf: erst werden die Konturen des Musters von der Zeichnung durch Stechen auf einer weichen Unterlage auf das Spitzenpapier übertragen. Nach dieser „Picage" wird das Spitzenpapier auf zwei Lagen kräftiges Leinen angeheftet. Durch Papier und Stoffunterlagen werden nun die vorgezeichneten Muster entlang der Konturen mit zwei- bis vierfachen Fadenbündel mit Überfangstichen als Fadengerüst aufgenäht (trassiert).

Die Spitzennäherin füllt die Motive mit verschiedensten Stichen, versieht sie mit Konturen und Ziereffekten und verbindet die einzelnen Motive mit Netzen oder Stegen. Zuletzt wird die Arbeit von der Stoffunterlage abgenommen indem die Überfangstiche zwischen beiden Stoffunterlagen durchgeschnitten und damit die Fadenverbindungen gelöst werden.

DIE KLÖPPELSPITZE: EINE MEHRFADENTECHNIK

Fädelt die Spitzennäherin einen Faden in die Nadel um Spitze zu nähen, so arbeitet die Klöpplerin mit vielen Fäden, die auf Klöppel (Spulen) gewickelt und auf dem Klöppelkissen befestigt sind. Die Anzahl der Fäden richtet sich nach dem Muster auf dem Klöppelbrief, einem Kartonstreifen mit vorgegebenen Nadelpunkten, auf dem gearbeitet wird.

Die Fäden werden miteinander verflochten und verzwirnt — die Basis ist die vierfädige Flechte, d. h. die Klöpplerin hält in der Regel in jeder Hand ein Klöppelpaar und arbeitet mit vier Fäden den musterbedingten Schlag. Benötigte Paare werden jeweils dazugenommen, unbeteiligte abgelegt. Die Stecknadeln positionieren und sichern die Schläge, die sich aus den Variationen des Grundschlages, dem Drehen und Kreuzen von vier Fäden ergeben. Unterschieden werden Flechtschlag, Halb- und Ganzschlag, Leinenschlag und Formenschlag.

Klöppelwerkzeug und Material

Zwei Arten von Klöppelkissen auf verschiedenen Haltevorrichtungen finden Verwendung: das walzenförmige Klöppelkissen, auf dem vor allem Meterware hergestellt wird, und das flache Kissen, auf dem vorwiegend feine Spitze gearbeitet wird.

Von den Klöppelhölzchen gibt es zwei Grundtypen: Klöppel ohne Hülse, die je nach verwendeter Garnstärke schwerer oder zierlicher sind und vor allem bei der Arbeit auf dem Flachkissen verwendet werden. Hülsenklöppel werden auf dem Walzenkissen verwendet, sie schützen den Faden vor Verschmutzung und waren früher in Bergbaugebieten in Gebrauch. Grundsätzlich gilt, je feiner der Faden, desto feiner und leichter der Klöppel, der aus edlen Hölzern oder anderen Materialien hergestellt sein kann.

In Europa ist überwiegend Leinenfaden in Gebrauch, da er der Spitze Festigkeit, das heißt auch ohne Appretur den nötigen Stand verleiht. Zudem werden Wolle, Leonische Fäden[17], Baumwolle und Seide verarbeitet.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Der Flachs wurde in den Regionen der textilverarbeitenden Gewerbe angebaut. Nach der Ernte und Zubereitung der Leinfasern zum spinnbaren Flachs wurden die langen Fasern bis ins 18. Jahrhundert, bis zur Erfindung der Spinnmaschinen, mit der Hand versponnen.

Spitzentypen

Bei der Klöppelei wird unterschieden zwischen der Arbeit mit fortlaufenden Fäden, bei der alle aufgesteckten Fäden die Klöppelarbeit durchgängig mustern, und der Arbeit mit geschnittenen, zu- und abnehmenden Fäden, wo einzelne Motive geklöppelt und anschließend zusammengefügt werden. Mit Stegen und Netzen werden die einzelnen Motive zuletzt verbunden. Die Klöppeltechnik mit durchlaufenden Fäden erfährt eine Begrenzung, wenn hunderte Klöppel, die im Spiel sein können, umgeschichtet werden müssen, um an die Paare zu kommen, die mustergemäß gebraucht werden[18]. Hingegen können bei der Technik mit geschnittenen Fäden beliebig viele Einzelmotive zu großflächigen Spitzenstücken zusammengefügt werden.

Die kombinierte Spitze vereinigt verschiedene Techniken, meint aber im engeren Sinn die Kombination von Nadel- und Klöppelspitze. Meist sind die Motive geklöppelt (Technik mit geschnittenen Fäden), während die Ziernetze mit der Nadel aufgebaut werden.

„Mondseer Schlingen" und „Lungauer Tream"

Eine Besonderheit in der salzburgischen Region sind zwei spitzenähnliche Techniken, die sich bis ins vorige Jahrhundert erhalten haben.

Die „Mondseer Schlingen" waren im ganzen Land Salzburg verbreitet und auch im Verlag der Spitzen- und Schlingenhändler. Anfangs wurden die Kettfäden der Leinen- oder Baumwollwebe im oberen Teil mit Nadel und Faden umschlungen, verschieden gebündelt und gemustert, während das Ende in Fransen und Quasten auslief. Später wurden die Schlingen unabhängig von der Leinwand hergestellt und zusätzlich mit roten Fäden verschönt.

Ein anderer Kantenschmuck an der Leinwand war der „Lungauer Tream"[19], eine Flechtarbeit, die im Lungau angefertigt wurde. Auch hier wurden anfangs die hängenden Kettfäden der Webe verarbeitet, die einfach mit den Händen oder auf Hölzchen gewickelt miteinander verflochten wurden und in Fransen ausliefen. Später wurde aus dem „Tream" eine eigenständige, von der Webe losgelöste Kantenzier: *Dieser geklöppelte „Tream", welcher größtenteils von Bauerstöchtern selbst verfertigt, oftmals auch mit rotem (türkischem) Garn durchschossen wurde, diente als Schmuck für die Handtücher in den Bauernstuben oder als Zierde der Oberleintücher in den hochgeschichteten Federbetten.*[20]

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

DURCHAUS EUROPÄISCH: DIE SPITZE

Obwohl sich eine schmückende Kantenzier zeitlich weit zurückverfolgen lässt, kam die Spitze dennoch erst um 1500 auf die „Welt". Es war bestimmt kein Zufall, dass die Spitze in Venedig während der Renaissance „erfunden" wurde, da nirgends so großer Wert auf die Tracht gelegt wurde wie in Italien[21]. Auch Anne Kraatz betrachtet die Nadelspitze zweifellos als eine Erfindung der venezianischen Stickerinnen, die etwa um 1540 die geniale Idee hatten, statt eine gewisse Zahl von Fäden aus dem Stoff zu ziehen, um ein Stoffskelett zu bekommen, das benötigte Fadengerüst selbst herzustellen[22].

Die italienische Renaissance, die ganz Europa beeinflusste, stellte erstmals den Menschen in den Mittelpunkt. Ein neues Körperbewusstsein spiegelte sich in den Werken der Renaissancekünstler. Nun bekam auch die allegorische Darstellung ein individuelles Gesicht: der Mensch ließ sich porträtieren. In diesen Bildnissen spielen das Gesicht und die Haltung der Hände eine wichtige Rolle. Zu dieser individuellen Darstellung von Männern und Frauen leistete die Spitze einen wichtigen Beitrag, die je nach Mode dieses Wesentliche, den Kopf, die Schultern oder das Handgelenk umspielte und der dargestellten Person Anmut und Würde verlieh.

Die älteste Urkunde für das Vorhandensein der Klöppelspitzen, ein Teilungsvertrag der Schwestern Angela und Hippolita Sforza Visconti, der am 12. September 1493 in Mailand abgeschlossen wurde, ist umstritten. In der Inventarliste wird wertvolle Garderobe angeführt: ein Schleier aus Gold genetzt, eine Reihe feiner Stoffe mit Nadelarbeit, mit Klöppelei und auf andere Weise geschmückt[23]. Für die Spitzenforschung ist diese Angabe von Bedeutung: *Una binda, lavorata a poncto de doii fuxi per un lenzolo.*[24] Zu diesem Eintrag gibt es Einwendungen, da keine Spitze oder Borte mit zwei Klöppeln herzustellen ist und zwölf Klöppel ein sehr schmales Band ergeben. Meint Moriz Dreger, dass der Begriff *fuxo* eine andere Bedeutung haben muss, so stellt Tina Frauberger fest, dass allein die Erwähnung der Klöppel den Beweis für die im 15. Jahrhundert seltene und geschätzte Klöppelarbeit darstellt. Lenning betont ebenfalls die Kostbarkeit, die in diesem schmalen geklöppelten Band gesehen wurde und meint, dass demnach die Klöppelspitze älter als die Nadelspitze sein dürfte[25].

Obwohl die ersten Musterbücher in Italien erschienen sind und die erste umfangreiche Spitzenproduktion in den oberitalienischen Städten im beginnenden 16. Jahrhundert anlief, steht auch Flandern als Geburtsort der Klöppelspitze zur Diskussion. Der rege Kulturaustausch zwischen beiden Ländern, der häufige Wechsel der Herrschaftsverhältnisse zwischen den territorialen Mächten und die enge Verbindung ermöglichten, dass in beiden Ländern gleichzeitig die Klöppelkunst auflebte[26]. Dreger meint daher, dass sich die Klöppeltechnik zuerst in Flandern gebildet haben könnte. Dafür spricht die frühe Renaissancespitze, die bisweilen in Fransen ausläuft, und die heute noch bei Erzeugnissen in Dänemark und in den österreichischen Alpenländern üblich ist[27].

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Model- und Musterbücher

Eine Möglichkeit, Licht in die Entstehungsgeschichte der Spitze in Europa zu bringen, bieten die Musterbücher, die im Laufe des 16. Jahrhunderts erschienen sind. Die Titelbilder zeigen edle Frauen bei verschiedener Handarbeit, doch Klöppeln scheint noch kein passender Zeitvertreib für die feine Dame gewesen zu sein. Diese Modelbücher[28] — das älteste aus dem Jahr 1523 nennt sich „Furm- und Modelbüchlein" — enthielten Muster für Nähspitzen und Netzstickerei, und erst spät kamen Vorlagen für die Klöppelei dazu[29]. Mattio Pagano gab in Italien zwischen 1542 und 1568 acht verschiedene Werke dieser Art heraus, die in 30 Auflagen gedruckt wurden. Neben Pagano beschäftigten sich mehrere Verleger, Drucker, Holzschneider und Zeichner mit dem Spitzenfach[30].

1556 erfahren wir von Melchior von Osse über die Klöppelei: *Itzo findet man wol weiber und jungfrauen von adel da ihre Schmuckrocke mit breiten verkloppelten gulden gezogenen borten vorbremen ... Ja itzo brengen sie ein neu vorbrem der schmuckrocke auf, das heißen sie freuleingeschlingk, daß sie drey quer finger breit gulden und silberne striche klopfeln ...*[31]

„Le Pompe" (1557) von Mattio Pagano war das erste Musterbuch, das Entwürfe (Holzschnitte) für die Klöppelei enthielt. Bei Christoph Froschauer erschien 1561/62 in Zürich das „New Modelbuch/Allerley gattungen Däntelschnür[32] [Spitze],/so diser zyt in hoch tütschlanden geng und brüchig sind", in dem es heißt, dass die Kaufleute aus Venedig und Italien erstmals 1536 die Klöppelspitzen nach Deutschland geliefert hätten. Als Unterrichtswerk war das Buch einer Zürcherin mit dem Monogramm R. M. gedacht: ... *zu underricht iren Leertöchteren und allen anderen schnürwürkeren zu Zürich und wo die sind/yetz nüwlich zubereit/und erstmals in truck verfegket.*[33]

Der französischen Königin Catharina von Medici war 1587 das damals bekannteste Musterbuch des Venezianers Federigo de Vinciolo gewidmet: „Les singuliers et nouveaux poutraicts pour toutes sortes d'ouvrages de lingerie" erschien in Frankreich in 20 Auflagen und wurde 1592 in Nachschnitten als erstes gedrucktes Buch mit Durchbrüchen und Spitzenmustern aufgelegt[34]. Im Nürnberger Modelbuch von 1597 verwendet Johann Sibmacher für *dickausgeschnittene Mödtel* zum ersten Mal das Wort *Spitzlein*[35].

Im Barock erreichte die Spitzenherstellung eine andere Dimension, nun entwarfen Zeichner die Muster, die durch Pressen vervielfältigt wurden. Als Zeugen für das allmähliche Auftreten der Spitze gelten neben Modelbüchern auch datierte Decken, Bilder und Bildnisse.

Spitzenproduktion in Europa

Welche Rolle die Spitze für die wirtschaftliche Entwicklung in Europa spielte, ist allgemein wenig bekannt. Mit der Spitzenherstellung verdienten sich unzählige Frauen und Mädchen ihren Lebensunterhalt. Die Gesamtzahl der Spitzenarbeiterinnen stieg in Europa bis zum Ende des 19. Jahrhunderts stetig an und es wird angenommen, dass zu dieser Zeit noch eine halbe Mil-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Abb. 1 Infantin Isabella Clara Eugenia von Spanien, Öl auf Leinwand von Juan Pantoja de la Cruz (1553–1608). Bayrische Staatsgemäldesammlungen, München, Alte Pinakothek (Foto: Bayer & Mitko, Artothek).

lion Menschen, vorwiegend Frauen und Mädchen, Spitzen fertigten. Die feine Zier hatte ihren Preis und war für die Spitzenarbeiterin nicht nur unerreichbar, ihr, als Arbeiterin am unteren Rand der sozialen Schichten angesiedelt, war das Tragen des luxuriösen Textils entsprechend der Kleiderordnungen verboten. Für die feinen Leute wurde unter anderem in den Armenvierteln von Genua und Venedig, in den Waisen- und Arbeitshäusern in Flandern, in den französischen Manufakturen, in den einfachen Häusern und Behausungen im Erzgebirge, in Salzburg und Südtirol, in den Fischerhäusern der Normandie und in Katalanien gearbeitet.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die Blütezeit der Spitze ist das 17. und 18. Jahrhundert, wo sie als Prestigeobjekt des Adels und des reichen Bürgertums einen unverzichtbaren Bestandteil der höfischen Mode darstellte. Je höher der Rang, desto mehr Spitze durfte an der Kleidung zur Schau gestellt werden. Mit Kleidererlässen und Kleiderordnungen wurde von der Obrigkeit immer wieder versucht den übermäßigen Spitzenverbrauch einzudämmen. Für die gesellschaflichen Schichten unterhalb des Adels und des gehobenen Bürgertums war — wenn überhaupt — nur einfache Spitze erlaubt oder gänzlich verboten[36].

Das Herstellen von Nadel- oder Klöppelspitze erfordert enorm hohe Arbeitszeiten. Je feiner der Faden und je komplizierter das Muster, desto langwieriger die Ausführung. Für feinste Spitze ist eine Arbeitszeit von einigen Stunden für nur einen Quadratzentimeter keine Seltenheit. Spitze war daher zu jeder Zeit äußerst kostspielig. Marie Schuette bringt dazu ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert: Brüsseler Manschetten (für Herren, wahrscheinlich Nadelspitze) 330 fl, eine Coiffure in Point de Bruxelles[37] 525 fl; die Jahresmiete für ein Haus in guter Lage in Brüssel betrug 200 fl, der Kaufpreis 5400 fl. Der Bäcker Verbeyst in Brüssel verdiente mit Brotbacken 5 fl im Jahr![38]

Italien

Im beginnenden 16. Jahrhundert nahm der Handel einen ungeheuren Aufschwung, von dem die italienischen Hafenstädte profitierten. Gleichzeitig gab es in Oberitalien bereits eine hoch entwickelte Tuch- und Seidenproduktion. In der Textil- wie in der Spitzenproduktion war es üblich, dass deren Erzeugnisse nicht von zünftisch organisierten Handwerkern, sondern von lohnabhängigen Arbeitskräften hergestellt wurden. Ganze Stadtviertel Venedigs, dem Zentrum der Nadelspitze, Genuas und Mailands, den Zentren der Klöppelspitzen, waren mit der Spitzenherstellung beschäftigt. Bis ins 17. Jahrhundert war die geometrische Renaissancespitze, danach die genähte, üppige Barockspitze ein wichtiger Faktor für den italienischen Export und auf dem europäischen Markt konkurrenzlos[39].

Flandern

Die flandrische Klöppelspitze erreichte im 17. Jahrhundert eine so hohe Qualität, dass kein europäischer Herrscherhof auf sie verzichten konnte. Ein Merkmal ist der unsagbar feine Leinenfaden, der nur im Alten Ägypten und in Flandern im 17. und 18. Jahrhundert in einer Art versponnen wurde, dass 222 nebeneinander liegende Fäden auf einen 1 Zentimeter kamen[40].

Auch Flandern verfügte über ausgezeichnete wirtschaftliche Voraussetzungen und stand mit seiner Handelsflotte und den reichen Hafenstädten Brügge und Antwerpen den Italienern in nichts nach. Ebenso waren eine hochentwickelte Textilproduktion — flandrisches Leinen war von höchster Qualität — und das benötigte Arbeitskräftepotenzial vor Ort.

Im Barock änderte sich die Einstellung des mächtiger werdenden Bürgertums gegenüber der armen Bevölkerungsschicht: Armut war nicht mehr

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

gottgewollt, sondern Müßiggang. In Folge musste jeder, der nicht arbeitete, durch Zwang dazu gebracht werden. Insassen von Gefängnissen, Waisen- und Arbeitshäusern mussten nun spinnen und klöppeln. Intensive Klöppelbetriebe stellten die klosterähnlichen Beghuinenhöfe als Einrichtungen für alleinstehende Frauen dar, was sich allein am Genter Beghuinenhof mit 5000 Klöpplerinnen zeigte. Berühmt für ihre Spitze waren die Klöppelorte Antwerpen, Brüssel, Brügge, Valenciennes, Mecheln, Gent, Binche und Ypern.

Erzgebirge

Zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert kam es im Erzgebirge durch die Erz- und Silbervorkommen zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Die Bergwerksbesitzer pflegten intensive Handelsbeziehungen zu Oberitalien und Flandern und konnten sich als begüterte Konsumentengruppe Luxusware leisten.

Immer wieder kam es zu Krisen im Bergbau und zur Notwendigkeit, neue Erwerbszweige zu etablieren. Die Spitzenerzeugung war dafür prädestiniert, da sie weder aufwendige Einrichtungen noch besondere Transportmittel erforderte. Ausgehend von Annaberg und Marienberg breitete sie sich rasch über die Dörfern des Erzgebirges aus.

Um 1561 beschäftigte Barbara Uttmann, eine Spitzenhändlerin in Annaberg, bereits 900 Arbeiterinnen[41]. Etwa 10.000 Klöpplerinnen soll es um 1600 im Erzgebirge gegeben haben und noch um 1860 waren 40.000 registriert. Die Niedriglöhne, die eine großangelegte Hausindustrie bot, zwang oft ganze Familien zur Klöppelarbeit. Die erzgebirgischen Spitzen, meist Meterware, waren nicht mit den feinen flandrischen Spitzen vergleichbar und fanden in den bürgerlichen Haushalten Verwendung.

Frankreich

Der Spitzenluxus nahm in Frankreich unter König Ludwig XIV. rasch überhand: *In Frankreich fing die Spitze an, das täglich Brod der Toilette, aber ein sehr theueres zu werden. Kein Theil des Gewandes, Schuhe, Stiefel, Negligée wie Staatskleid, Bett, Tafel, Wiege und Sarg, Ross und Wagen — Alles wurde der Spitze unterthan, zu Allem musste sie passen, an Alles hing sich ihr krauser Schmuck wie ein Parasitengewächs ...*[42]

Finanzminister Jean Baptiste Colbert (1619–1683) als Vertreter merkantilistischer Wirtschaftspolitik konnte nicht zusehen, wie enorme Geldsummen für Spitzen nach Italien flossen. Mit direkten Eingriffen begann er eine eigene Produktion aufzubauen. Das Edikt von 1665 zur Gründung staatlich überwachter Spitzenmanufakturen steht damit in Zusammenhang. Colbert warb Spitzenarbeiterinnen und Musterzeichner für die Manufakturen aus Italien ab. Diese Entwicklung war für die Wirtschaft und für die Spitze von hoher Bedeutung, denn in den Manufakturen wurden nun Arbeitskräfte geschult und eigene Musterzeichner ausgebildet. Die Spitzenentwürfe wurden ausgefeilter und das technische Können bekam mehr Raffinesse. Neben Spitzenarbeiterinnen, die in den staatlichen Manufakturen arbeiten mussten,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

wurden auch Frauen und Mädchen in Waisen- und Armenhäusern angelernt. Mit Einfuhrverboten und strikter Gewerbeförderung konnte zwischen 1665 und 1675 eine leistungsstarke Spitzenindustrie aufgebaut werden. Bekannt sind die Städte Alençon, Sedan, Argentan für Nadelspitze, Le Puy, Lille, Arras, Tulle, Dieppe, Bayeux, Chantilly, Paris und Umgebung für Klöppelspitze. In Lyon wurden Gold- und Silberspitze gefertigt.

Spitzenherstellung im übrigen Europa und darüber hinaus

Die Spitzenklöppelei kam über Handelsbeziehungen und Flüchtlingsbewegungen in viele Länder Europas. Geklöppelt wurde in vielen europäischen Ländern, doch die Regionen wo Spitzen hergestellt wurde, bedeuteten weder vom Aufkommen noch von der Qualität eine ernsthafte Konkurrenz für die klassischen Spitzenländer.

Für die Verbreitung der Spitzenherstellung durch Flüchtlingsbewegungen werden unter anderem genannt: 1568 Verfolgung flandrischer Protestanten durch den spanischen Herzog von Alba und die Flucht von 200.000 Hugenotten, die 1572 Frankreich verließen. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) verließen erneut eine halbe Million Hugenotten ihre Heimat. Die Hugenotten waren großteils in der Textil- und Spitzenherstellung beschäftigt und nahmen ihre Kenntnisse in andere Länder mit. Die englische Spitze weist noch heute auf ihre französische bzw. flandrische Herkunft hin. Auch Friedrich II. baute mit Hilfe der in Preußen angesiedelten Hugenotten[43] staatliche Spitzenmanufakturen auf: *Der berüchtigte Widerruf des Ediktes von Nantes, 1685, ... förderte Schaaren von Kunstgewerbetreibenden nach Deutschland. Der grosse Churfürst, der Landgraf von Hessen und andere Herrscher nahmen sie gastlich auf und begründeten dadurch in Preussen, Hannover, Hessen, Sachsen und Hamburg mit Hilfe ausgewanderter Arbeiter aus Alençon eine Spitzenmanufactur, die selbst exportfähig wurde und ziemliche Zeit blühte.*[44]

Oft waren es Bergbauorte, wo die Bevölkerung mangels anderer Erwerbszweige zur Gänze auf die Spitzenklöppelei angewiesen war, oder damit zumindest ein Zubrot verdiente. Neben dem Erzgebirge wurden in den verschiedenen Gegenden des Böhmerwaldes und im Sudetenland sowohl Nadel- als auch Klöppelspitzen hergestellt. Um bereits Kinder in den Arbeitsprozess integrieren zu können, regte Maria Theresia die Errichtung von Klöppelschulen an. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts klöppelten noch etwa 16.000 Frauen im böhmischen Erzgebirge.

Nach Idrija in Slowenien (Krain) kam die Klöppelei vermutlich nach 1750. Auch in dieser für das Transportwesen schwer zugänglich Region ließ Maria Theresia 1764 eine Klöppelschule gründen.

In Südtirol, das für die Klöppelei bekannt ist, gab es im Nonstal Klöppelschulen in Rietz, Inzing, Proveis. Im Ahrntal arbeiteten in Prettau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 300 Personen, Mitte des 19. Jahrhunderts über 500 Personen, darunter auch Männer[45]. Im Grödner Tal entwi-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

ckelte sich schon im 17. Jahrhundert die Klöppelei, die Blüte erlebte die Spitzenherstellung zwischen 1750 und 1800[46].

Durch Missionarstätigkeit gelangte die Klöppelei auch in die ehemaligen europäischen Kolonien. Die Idee, mit Heimindustrie den Arbeitern zu einem Einkommen zu verhelfen, war für die damalige Missionsarbeit außerordentlich fortschrittlich. Sybil Carter gründete 1890 die „Sybil Carter Indian Mission and Lace Industry" und führte das Spitzenklöppeln bei den Indianern in Minnesota ein. 1904 gab es bei den Stämmen der Ojibway, Sioux, Senecas und Oneidas 400 Spitzenarbeiterinnen in zehn Klöppelschulen. Die Bewegung gründete auch in Indien und im Orient eine Spitzenindustrie[47].

Ebenfalls durch Missionare kam die Klöppelei in die Länder Südamerikas und Asiens. Für den Handel erschlossen sich dadurch neue Produktionszentren und Absatzmärkte. Um den Verkauf der Spitzenware zu sichern, wurden europäische Designs übernommen, da diese in den dortigen Kulturen keinen Stellenwert besaßen, konnte sich die Spitzenherstellung nur vereinzelt in kleinem Rahmen halten[48].

Interessant ist der Hinweis von Maria Posch, die meint, dass „Salzburger Spitze" mit den Emigranten nach Litauen kam und dort nachgearbeitet wurde. Eine Spitze aus Königsberg findet sich in der Sammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum. Möglicherweise kam „Salzburger Spitze" sogar bis nach Amerika: Maria Posch vermutet, dass auch Spitze im Gepäck der 80 Salzburger war, die als Emigranten 1733 Salzburg verließen, um sich in Georgia in Nordamerika niederzulassen[49].

Die Spitzenklöppelei im Land Salzburg

Wann und wie die Spitzenklöppelei im Salzburger Flachgau ihren Einzug gehalten hat, liegt bislang noch im Dunkel. Heinrich Wallmann schreibt 1867: *Diesen einst so einträglichen Industriezweig soll ein Wirt von Eugendorf vor 200 Jahren in Hendorf eingeführt haben, indem er einen großen Leinwandhandel nach Hall i. Tirol, wo die Spitzenklöppelei gerade in Schwung kam, betrieb und einige Hendorfer mit sich nach Hall nahm und unterrichten ließ ...*[50]

Der Chronist Leopold Ziller meint, dass zwei welsche Krämer, die sich um 1645 in St. Gilgen nachweisen lassen, die Bevölkerung im Herstellen von Spitzen unterwiesen haben[51]. Eine dritte Version ist durch eine Eingabe gestützt, in der sich die Spitzkrämer von Eugendorf und Umgebung an die Hofkammer wandten: *Dann in solchem Fahl, vnd wann daß Haußieren denen ergangen Hochfürstl. Generalien (auf welche wür Vns hiemit Lendten) nit schnurgerad zuwider; auch Vns vnd Unßerm Stickhl Brodt nit verhinderlich were, wurdte wollbesagtes Pfleggericht Neuhauß ihme Mäzinger ... ain solche nit abgeschafft, vnd noch darzue in gebürente Bestrafung gezogen haben; dergleichen abschaffungen sein beym Hochfürstl. Pfleggericht alt- vnd Lichtentann vnd ohne Zweifel an andern orthen mehr öffters practiciert worden, welches umb sovill billiger geschechen ist, weillen ... wür vnd alle*

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Spüz Crammer das verbothene Haußieren vndterlaßen, vnd erwarthen müßen, was Vns von den Khlöckhlerinnen ... ins Hauß gebracht ... würdtet.[52]

Sie beriefen sich auf das hochfürstliche Generale von 1556 von Erzbischof Michael von Kuenburg (1554–1560), weil Georg Mäzinger (auch Mazinger), der um 1693 Bote und Spitzkrämer in St. Gilgen war, gegen das Hausierverbot verstieß: *Mandat und Ordnung wie es hinfüran mit den Märckhten Allhie zu Salzburg solte gehalten werden ... Wir Michael von gottes genaden Erzbischoue zu Saltzburg, Legat des Stuels zu Rom ec. Thtuen khundt ... Zum Aindlefften ... Nachdem Wir auch in glaubwirdige erfarung khomen, daß der Fürkauf allhie so groß, daß der wenigst Thayl essender speys ... auf faylen Markht gebracht, sonnder deß maisten thayls. vor Thören, (Pruggen), Heusern unnd Gassen. vervezuckht, und aufkhaufft, darzue auch andere Phenberth, als Haar, Garn, Leinbatt unnd deßgleichen, wo die auf ainen tag nit aufs höchst verkhaufft werden mögen, In die Heuser unnd Pfenbert, von tag zu tag in höere staygerung gebracht werden. Demnach. unnd damit (hier Inn ain geleichhait gehallten, unnd der Arm neben deß Reichen. gleichsfals umb seinen Phening. sein notdurfft bekhomen möge, So wellen Wir, daß nun hinfüran, alle Pfenbert. auf freyen gemainen Marckht gebracht, Unnd Niemandts mer auf die Thör fürlauffen. noch daselbs was khauffen oder verkhauffen, darzue auch nit uerkhaufften Phenbert, weder in die Gwelb noch Heuser einsetzen*) solle. *Sonnder dieselben ain yeder mit sich widerumb haimbfüeren solle.*[53] Mäzinger entgegnete, dass bereits sein Vater diesen Hausier- und Spitzenhandel vor mehr als 60 Jahren betrieben habe und er diese Geschäfte weiterführe.

Dass ein Eugendorfer Wirt Leute aus Henndorf nach Hall in Tirol zum Unterricht mitgenommen hat, ist zu bezweifeln. Maria Posch weist darauf hin, dass auch in Eugendorf viel geklöppelt wurde und genügend Leute zum Erlernen der Arbeit vorhanden gewesen sind. Wenn es sich bei dem Genannten um jenen Michael Holzinger handelt, der 1690 einen umfangreichen Handel mit Spitzen ins Ausland betrieb, so ist zu bemerken, dass bereits 1664 Salzburger Klöppelware nach Tirol ausgeführt wurde[54].

Auch die These von Leopold Ziller, dass welsche Krämer 1648 das Klöppeln nach St. Gilgen gebracht hätten, ist zu hinterfragen, da der St. Gilgener Georg Mäzinger auf den Hausier- und Spitzenhandel seines Vaters in den 30er-Jahren des 17. Jahrhunderts verweist. Da eine gewerbsmäßige Regelung des Spitzenhandels noch nicht nötig war, scheinen die ersten Erwähnungen von Spitzenhändlern in St. Gilgen erst 1652 auf[55].

Der Aufschwung der Spitzenerzeugung wird mit 1680 angenommen, doch bereits um 1780 erloschen die ersten Spitzenhandelsgerechtsame[56]. Nach 1800 ging die Klöppelei im Salzburgischen allmählich zurück, nur in Henndorf klöppelten um 1860 noch etwa 50 Frauen.

Seit der Gründung in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts sammelt das Salzburger Museum Carolino Augusteum Spitzen — immer wieder fanden sich Bürgersfrauen, die sich der Sammlung annahmen, neu dazugekommene Spitzenstücke bestimmten, beschrieben und sorgsam verwahrten. 1910 über-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Abb. 2 Margarethe Breuer, St. Gilgen
(Fotos 2–5: Archiv für Ortsgeschichte St. Gilgen).

nahm Maria Posch (1859–1914), Direktorin der St.-Andrä-Mädchenschule, gemeinsam mit Wilhelmine Schlegel die Betreuung der Spitzensammlung. Die Wiederentdeckung der „Salzburger Spitze" und der vergessenen „Salzburger Hausindustrie" ist ein Verdienst von Maria Posch.

Erst 1913 trat die Klöppelei offiziell wieder in Erscheinung. In der Stadt Salzburg wurde von einigen Bürgersfrauen ein Frauenerwerbsverein gegründet, der in hausindustrieller Form eine Erwerbsquelle für die ärmere Bevölkerung schaffen wollte. Mit der Leitung der Klöppelkurse wurde Margarethe Breuer[57] (Abb. 2) betraut, die ihr großes Wissen an Frauen und Mäd-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

chen weitergab. Mit dem Ersten Weltkrieg und der Auflösung des Frauenerwerbsvereines fanden die Bemühungen ein rasches Ende. 1914 zog Margarethe Breuer nach St. Gilgen und versuchte hier einige Frauen mit dem Klöppeln vertraut zu machen. Die Heimatverbundenheit brachte sie vor dem Zweiten Weltkrieg mit dem Heimat- und Brauchtumsforscher Kuno Brandauer in engeren Kontakt und es gab konkrete Pläne zur Wiederbelebung der Klöppeltradition in größerem Stil. Wieder war es der Krieg, der dem ein Ende machte. Ein Teil der Spitzensammlung von Margarethe Breuer kam noch zu ihren Lebzeiten in das Salzburger Museum Carolino Augusteum. Ererbte Musterstücke und ein Klöppelkissen mit einer Klöppelarbeit übergab ihre Enkelin Gertraud Schaber dem 1980 eröffnete Heimatkundliche Museum in St. Gilgen[58].

Die Spitze im 20. Jahrhundert

Von Dagobert Peche (1887–1923), einem vielseitigen Designer, gingen beachtliche Impulse für die Neugestaltung der Spitze aus. Neue Formen wurden auch zu Beginn des 20. Jahrhundert gesucht: Malerei und Grafik brachten mit der Abstraktion das Wesentliche zur Darstellung, und auch das Spitzendesign bediente sich dieser neuen Stilrichtung. Die modernen Spitzenobjekte, wie sie die Kunstgewerbeausstellungen zeigten, sind Zeugnisse individueller Schöpfung.

Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie wurde die tschechische Spitzenschule der Staats-Schulanstalt für Hausindustrie in Prag unterstellt. Mit Emilie Palicková, die 1925 den Grand Prix der „Weltausstellung der dekorativen Künste" in Paris erhielt, erreichte die moderne Spitze das Höchstniveau. Zu den bedeutendsten Persönlichkeiten im Bereich der Spitzenklöpplei in Deutschland zählt Leni Matthaei (1873–1981), die an der „Ecole des Dentelle et des Broderies de la Ville de Paris", der berühmtesten Spitzenschule der Welt, studierte. Zu nennen sind weiter Grete Thums in Brünn und Elisabeth Mehnert-Pfabe (1905–1993) in der ehemaligen DDR, aber auch Suse Bernuth als künstlerische Beraterin der bayerischen Spitzenschulen[59].

Im Pluralismus der zeitgenössischen Spitze erkennt Ernst-Erik Pfannschmidt vier Hauptrichtungen: die traditionsbewussten Spitzenmacherinnen, Spitzenmacherinnen, die neue Wege suchen, deren Arbeiten aber im herkömmlichen Sinn als Spitzen angesehen werden, eine dritte Gruppe, die das Material in alle Richtungen „explodieren" lässt und Mischtechniken anwendet und eine vierte Gruppe, deren räumliche Gebilde mit der landläufigen Spitze nichts mehr gemein haben[60].

Seit 1970 erlebt die Klöppelei eine Renaissance, allerdings unter anderen Bedingungen — Spitze nun ist eine Liebhaberarbeit. Nach wie vor hat die Spitze einen stolzen Preis, denn Zeit ist heute noch kostbarer. Kostet es schon viele Jahre, um das Klöppeln aufwendiger Spitzen zu erlernen, so ist der Zeitaufwand für jedes einzelne Stück kaum bezahlbar. Handgefertigte Spitze ist ein Traum, den sich nur wenige leisten können, dennoch ist die

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Nachfrage enorm. Seit geraumer Zeit hat der europäische Großhandel die Dritte Welt entdeckt: unter der Etikette „Echte Handarbeit" werden handgeklöppelte Spitzen als Massenware vor allem in Asien hergestellt. Zu Billigstpreisen kann im Handel Meterspitze und andere Spitzenware erworben werden, für die eine Spitzenarbeiterin einen Stundenlohn von 20 bis 30 Cent erhält. Wenn es sich dabei auch um einfache Muster, billiges Material und teilweise unzureichende Verarbeitung handelt. Der niedrige Preis aber beweist, dass unter Bedingungen produziert werden muss, von denen wir meinen, dass sie längst passé sind.

Die Klöppelei als Hobby spricht heute weltweit Frauen an, die sich in nationalen Verbänden oder dem internationalen Verband „Oidfa"[61] zusammenschließen und der Spitze einen neuen Gebrauchswert verleihen. Neben Kreativität ist nun eine möglichst vollkommene Beherrschung des alten Handwerks gefragt. Die Klöppelei ist in hohem Maße ein Kunsthandwerk, dem jahrelanges Lernen zugrunde liegt. Die Spitzenherstellung mit dem Streben nach Perfektion ist zu einem Feld geworden, das den Frauen in der heutigen Konsumgesellschaft wieder Anerkennung verschafft. Mit der Wiederbelebung der Klöppelei hat sich das Gesicht der Spitze teilweise verändert: es ist nicht mehr nur das Spitzenband oder das spitzenhafte Zierelement, das nach vorgegebenen Mustern gearbeitet wird, sondern auch die eigene Kreation, die bildhafte, mitunter dreidimensionale Spitzenstücke ins Spiel bringt. Aus dem ehemaligen Gebrauchsstück Spitze ist eine Dekoration und der Träger einer Idee geworden.

Spitzenrenaissance in Salzburg

Heute ist sie [Margarethe Breuer] *wohl die letzte Klöpplerin aus Passion, die freilich auch schon lange mit der Freizeitbeschäftigung aufgehört hat, die nur mehr eine Erinnerung an die alte Zeit darstellt, als in St. Gilgen Spitzen und Schlingen gewerblich erzeugt wurden ...*, schreibt 1988 Leopold Ziller. Dass Mitte der 70er-Jahre wieder erste Klöppelkurse in der Stadt Salzburg angeboten wurden, dürfte ihm entgangen sein.

In Kursen wird nicht nur „Salzburger Spitze" angeboten, es braucht auch eine ganze Palette von Techniken, wie sie in anderen Klöppelzentren angewandt werden, um handwerklich gute Spitze herzustellen. Außerdem ist es reizvoll und interessant, sich an den Traditionsspitzen anderer Länder zu versuchen, vor allem dann, wenn sie hohe Anforderungen an das Können stellen. Diese Ausflüge dienen nicht selten dazu, den Wert der heimischen „Salzburger Spitze" zu erkennen, musste sich doch die Klöpplerin der einstigen „Salzburger Hausindustrie" an den Mustern internationaler Märkte orientieren, um im Segment der groben Zwirnspitzen, die für den bürgerlichen Haushalt bestimmt waren, konkurrenzfähig zu sein.

Zur „Salzburger Spitze" bemerkt Maria Posch: *Zwischen dem Grundmuster und der eigentlichen Zacke bildet sich im Laufe der Zeit eine genaue Abgrenzung heraus. Es ist dies ein durchgehender Faden, von den späteren Klöpplerinnen „Nähtchen" genannt, der mit der unmittelbar anschließen-*

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

den eigenartigen Spitze oder Kante den Salzburger Arbeiten das besondere Gepräge verleiht ... Nirgends findet sich ähnliches in so konsequenter Durchführung und unverrückbarer Regelmäßigkeit![62]

Salzburg hatte während der Zeit der Hausindustrie eine Spitzenlandschaft mit eigenen Mustern entwickelt und sich einen eigenen Status innerhalb der europäischen Spitzenherstellung geschaffen. Stand um 1970 die Belebung alter Handarbeitstechniken im Vordergrund, so rückte mit dem Erscheinen der neuen „Salzburger Trachtenmappe II" (1983)[63] die handgeklöppelte Spitze in den Blickpunkt. Die „Südtiroler Spitze" aus dem Ahrntal, die nach wie vor hausindustriell hergestellt wurde, war lange Zeit ein Synonym für handgeklöppelte Ware. Die Rückbesinnung auf die eigene traditionale Spitzenkultur vollzog sich innerhalb der Brauchtumsvereine und, ausgelöst durch die neue Trachtenmappe, mit einer verstärkten Hinwendung zur Tracht.

Das Zusammenrücken in Europa im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft und die Globalisierungstendenzen haben vermehrt die Region und die Regionalkultur ins Spiel gebracht: Traditionen und Bräuche, die, wie Konrad Köstlin meint, ... *im Rufe stehen, eine angemessene humane Kultur zu sein: entstanden und ausgebildet von den Menschen und für die Bedürfnisse der Menschen, die auf diesem Fleckchen Erde leben.*[64]

Zur Belebung der Region, wie sie seit Jahren in vielfältiger Weise geschieht, vermag auch die *Salzburger Spitze* wieder einen Beitrag zu leisten, die in diesem ländlichen Raum einmal wesentlich für Arbeit und Broterwerb sorgte. Der Flachgau hat mit der „Spitzenhausindustrie" ein Charakteristikum, das, wenn es in der Bevölkerung wieder bewusst wird, ihn auch heute von anderen Regionen unterscheidbar macht.

PROTO-INDUSTRIE — HAUSINDUSTRIE — VERLAG

Den heutigen Leitbegriff der wirtschafts- und sozialhistorischen Forschung, die Proto-Industrialisierung, prägte der amerikanische Historiker Franklin F. Mendel 1972 in einem Aufsatz über die erste Phase der Industriellen Revolution. Es ist die Phase, die seiner Meinung nach der eigentlichen Industrialisierung vorangegangen ist. Demnach umfasst die Proto-Industrialisierung die Expansion der marktorientierten gewerblichen Produktion, die großteils als Hausindustrie auf dem Land, für überregionale oder internationale Märkte der frühen Neuzeit, betrieben wurde. Diese Ausweitung der Produktion war nach Franklin F. Mendel ein Ausgangspunkt für die Industrielle Revolution[65].

Für den Begriff Verlag rücken einige Autoren den Moment des Vorschusses in den Vordergrund und betonen die Herleitung des Wortes, wenn etwas „verlegt", „vorgelegt", „vorgestreckt" wird. Hingewiesen wird dabei auf das *Kredit geben,* auf die *Kreditgewährung auf noch zu erstellende Produkte*[66].

Nach Rudolf Holbach kann beim Verlagsbegriff unterschieden werden zwischen der weiten Verwendung, in der das Dazwischentreten des Händ-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

lers zwischen den Produzenten und den Konsumenten entscheidend ist und wo auch das Kaufsystem (neben dem Lohnsystem) unter den Begriff des Verlages subsummiert wird, und einer engeren Verwendung, die als Kriterium die Übernahme der Rohstoffbereitstellung oder Finanzierung und die Absatzfunktion des Verlegers wertet[67].

Im Verlagswesen, wie es in der „Salzburger Spitzenhausindustrie" üblich war, streckte der Verleger das Arbeitsmaterial vor und nahm der Klöpplerin die fertige Ware ab. Der Begriff „Verlag" ist daher im Bereich meiner Arbeit mit der regionalen Hausindustrie so zu definieren, dass die Beschaffungsfunktion und die Absatzfunktion beim Unternehmer liegen.

Die Hausindustrie

Eugen Schwiedland sieht für die Bildung von Hausindustrien verschiedene Ansätze: die auf dem Lande ihren agrarischen Berufen nachgehende Bevölkerung mit einem geringen Einkommen gewährt einem Unternehmer nicht nur ihre Arbeitskraft auszunützen, sondern stellt zusätzlich die eigene Wohnung zur Verfügung, z. B. für Stricken, Wirken und Korbflechten. Dabei tritt ein Gewerbe zur landwirtschaftlichen Tätigkeit, und zwar sofort in Form des Verlages. Nach Schwiedland ist dies der hauptsächliche Fall der originären Entstehung. Als Beispiel für die Verlagsindustrie in den Städten gibt er an, dass Personen, die kein Gewerbe ausübten, zum Verlag herangezogen wurden: Witwen, Frauen und Kinder von Arbeitern und Beamten, die zu Hause für Geschäftsleute oder Mittelsleute, für Fabriken oder Werkstätten arbeiten. Eine weitere hausindustrielle Form kann sich in den Städten entwickeln, wenn bestehende Gewerbe ihren Unternehmenscharakter verlieren und zu Lohnarbeitern von Kommissionshändlern herabsinken. Mit dem Auftrag erhält der Arbeiter den Rohstoff vom Verleger, der die fertige Ware auch wieder abnimmt. Zuletzt verweist er auf den Hausfleiß, der in die Verlagsindustrie überzugehen vermag[68]. Nach Meinung des Volkskundlers Alois Riegl ist es folgerichtig, von Hausindustrie zu sprechen, wenn an den alten Hausfleiß und die Volkskunst angeknüpft wird. Allerdings ist dies nicht immer der Fall, wie die Stickerei-Hausindustrie in Vorarlberg zeigt: die heimische bäuerliche Hausstickerei war nicht in die Hausindustrie eingebunden, sondern ein komplettes System mit zwischengeschaltetem Händler wurde aus der Ostschweiz übernommen[69].

Eine sehr schlimme Begleiterscheinung der Hausindustrie war das so genannte „Trucksystem": Die Entlohnung der Arbeiter erfolgte nicht in Bargeld, sondern in Naturalien, die in den Läden des Verlegers zu bekommen waren. Oft wurde den Arbeitern minderwertige oder überteuerte Ware für ihre Arbeit angeboten und da vielfach der Bedarf an Lebensmitteln höher war als der Lohn, der großteils erst bei der Ablieferung der Ware festgelegt und vom Verleger meist mit vielerlei Einwänden gedrückt wurde, ging der Arbeiter ohne einen Groschen Geld, aber mit neuen Schulden nach Hause[70]. Obwohl in allen Ländern Europas strikt verboten, konnte das Trucksystem nicht ausgerottet werden.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Betriebsformen der Hausindustrie

Lange Zeit wurde die Hausindustrie als landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung gesehen, da die hausindustriellen Tätigkeiten von den Angehörigen landwirtschaftlicher Berufe ausgeführt wurden. Später sah man darin ausschließlich eine Form des privatkapitalistischen Großbetriebes, in der die Arbeiter nur Mitarbeiter der Verlagsindustrie sind. Verlagsindustrie und Hausindustrie wurden als ident betrachtet.

Die Hausindustrie muss nicht in jedem Fall ihre Erzeugnisse über einen Vermittler absetzen. Diese als „reine Hausindustrie" bezeichnete Produktion wird von den Produzenten auf Wochen-, Saison- und Jahrmärkten abgesetzt. *Je einfacher die Gerätschaften, je wohlfeiler das Material, je erreichbarer der Markt, desto leichter bewahren die Arbeiter ihre wirtschaftliche Selbständigkeit.*[71]

Im Aufkäufer oder Hausierer, der von außen ins Dorf kommt und die Ware anderwärts absetzt, wird oft der Vorläufer des Verlegers gesehen. Bekannt sind die Hausierer aus dem Grödner Tal, die Spitzen und Holzschnitzereien vertrugen und die „Teferegger Hausierer", die ihre Defregger Decken und Teppiche aus Rindshaaren weitum im Ausland verkauften[72].

Die Mehrzahl der Hausindustrien basiert auf einer festen Verbindung zwischen Arbeiter und Unternehmer, d. h. der Arbeiter produziert auf „fremde Rechnung", auf Bestellung des Händlers, der ihm als Verleger den Rohstoff oder das Halbfabrikat beistellt. Innerhalb dieser Form der Hausindustrie kann unterschieden werden zwischen Arbeitern, die nicht unter Kontrolle des Unternehmers stehen und ihren Arbeitsauftrag an Dritte weitergeben können (z. B. Familienmitglieder), und Arbeiter, die vollkommen unselbstständig und lediglich außerhalb der Betriebsstätte des Unternehmers beschäftigt sind.

Für die Hausindustrie hat der Standort große Bedeutung: diese Erwerbszweige sind für Gegenden, deren Bevölkerung durch eine wenig erträgliche Landwirtschaft an den Boden gefesselt ist, eine Notwendigkeit. Die zerstreute Wohnweise bildet dabei ein Hindernis für gemeinsame Werkstätten und die Arbeiter lassen sich, um den Erwerb nicht zu verlieren, auch größten Lohndruck gefallen. Oftmals sind die Kosten ihrer Arbeit — trotz technischer Rückständigkeit — für den Unternehmer billiger als die Maschinenarbeit. Besonders die hausindustriellen Textilarbeiter, die, von einem kleinen Besitz festgehalten, in Gegenden produzierten, die vom Markt entfernt lagen, führten einen langen trostlosen Todeskampf gegen die Maschine, zumal sie keine Erwerbsalternativen hatten[73]. 1759 hat Georg Heinrich Zincken, Herausgeber des „Politischen Discurses" von Becher, angemerkt, *... dass auch unter diesen Verlegern viele sind, welche mehr die Nahrung der Land-Leute durch entsetzlichen Wucher und ihre aussaugenden Verkehre ruinieren und verderben als befördern*[74].

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die Spitzenhausindustrie

Das denkbar einfache Arbeitsgerät der Spitzenklöpplerin und das Produkt, die Spitze, die zur Gänze aus Handarbeit besteht und nach ihrer Fertigstellung ohne weitere Aufbereitung direkt als konsumreifes Produkt in den Handel kommt, begünstigt die hausindustrielle Produktion.

Handgearbeitete Spitze kann in keiner Werkstätte besser oder billiger hergestellt werden, außerdem wäre ein Großteil der Arbeitskräfte, die entlegen wohnen und ihre Land- und Hauswirtschaft versorgen müssen, von diesem Erwerbszweig ausgeschlossen. Der größte Teil der Spitzenproduktion wird daher in Form von Hausindustrie organisiert und der Spitzenhändler und Verleger ist reiner Händler, ob er sich nun Fabrikant nennt oder das Geschäft als Spitzenmanufaktur bezeichnet[75]. Im Erzgebirge wurde zwischen zwei Arten von Händlern unterschieden: die großen Verleger und die Faktoren oder Zwischenmeister. Saßen die Verleger in den Städten, so waren die Faktoren in den größeren Orten angesiedelt, gaben das Garn an die Arbeiterinnen aus, nahmen die fertigen Spitzen entgegen und entlohnten die Arbeiterinnen. Waren die Wohnsitze der Klöpplerinnen weit verstreut, dann gab es mehrere Zwischenmeister und der Lohn der Arbeiterin wurde immer geringer[76].

Außer in den traditionellen Spitzen erzeugenden Ländern wie Frankreich, Italien, England, den Niederlanden und Belgien bestand eine Reihe verschieden großer Spitzenhausindustrien im Erzgebirge, in Böhmen, in Krain (Idrija), in Südtirol, in der Schweiz und in Salzburg.

In Spitzenzentren wie Belgien, wo ab dem frühen 18. Jahrhundert Klöppeltechniken mit geschnittenen Fäden, d. h. einzelne Motive, gearbeitet wurden, kam das arbeitsteilige Arbeiten auf. Die Arbeiterinnen waren auf das Klöppeln oder Nähen bestimmter Motive spezialisiert, die in den Spitzenateliers der Verleger durch Spitzennäherinnen zusammengefügt wurden.

Else Cronbach ist um 1900 in einer Feldstudie den Lohn- und Arbeitsverhältnissen der Spitzenarbeiterinnen und ihrer Familien im böhmischen Erzgebirge, im Böhmerwald und in Ostböhmen nachgegangen. Zeitgleich beschäftigten sich auch Pfarrer Franz Kleinlercher im Ahrntal[77] und Maria Posch in Salzburg mit der Hausindustrie, die zu der Zeit mancherorts noch im Gange war. Zur Anonymität der Klöpplerinnen mag beigetragen haben, dass vielleicht auch andernorts wie im Böhmerwald vorgegangen wurde, wo anfangs die Spitzenklöppler dem Zunftzwang unterlagen und im Jahr 1609 eine Besteuerung, das „Klöppelgeld", eingeführt wurde. Erst um 1766 wurde die Klöppelei zum freien Gewerbe erklärt. 1870 gab es in Neuern (Böhmerwald) einen neuen Anlauf für eine Besteuerung, der wieder fallengelassen wurde. Die Betriebszählungen und die Angaben der alten Topografen sind sehr mangelhaft, da jede Arbeiterin aus Furcht vor Besteuerung unverzeichnet bleiben wollte[78]. Die unzähligen Spitzenmacherinnen sind beinahe namenlos geblieben, festgehalten sind erst Namen aus jüngerer Zeit.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Exemplarisch zeigt Katrin Keller in einer Studie zur Spitzenklöppelei im Erzgebirge die Möglichkeiten, die sich Frauen in selbstständiger Erwerbstätigkeit in unzünftigen Gewerben boten. Nicht die allgemeine Professionalisierung drängte die Frauenarbeit in den Hintergrund — es gab auch qualifizierte Arbeit von Frauen im gewerblichen Bereich —, sondern die von Zünften beherrschte Arbeit wies ihr genau definierte Bereiche zu. Die Spitzenklöppelei fällt in diesen Bereich, doch kann nicht von minderer Qualifikation oder Marginalisierung der Frauen gesprochen werden, da neben einer größeren Gruppe von Frauen, die das Klöppeln als Haupterwerb betrieben und als Meisterinnen galten, ein gewichtiger Teil der Klöpplerinnen sich nur saisonal oder in gewissen Lebensphasen dieser Arbeit widmete. Das Bild der Rolle der Frau in der frühneuzeitlichen Arbeitswelt bedingt die Einbeziehung der nichtzünftigen Bereiche des Gewerbes, da gerade die über einen Verlag organisierten Hausgewerbe die Bedeutung der Frauen als Arbeitskräfte betont, aber noch nicht ausreichend erforscht ist[79].

Neben der Hausindustrie wurde in Waisen-, Armen- und Arbeitshäusern geklöppelt. 1749 wurden in Potsdam von Faktoressen beaufsichtigte Waisen an einen Fabrikanten geliehen, der für den Unterhalt sorgte. Die Lehrzeit der Mädchen betrug sieben Jahre, die Arbeitszeit täglich neun Stunden.

Die Klöppelschulen

Josef Blau berichtet, dass 1626 das Klöppeln in England schon im Schulunterricht verankert war[80]. Bekannt sind private und kirchliche Klöppelschulen in Belgien, wo Kinder im Alter von vier bis fünf Jahren Unterricht erhielten. Die Kinder arbeiteten in den Schulen für Unternehmer, das heißt, die Schulen dienten ausschließlich einem kommerziellen Zweck. Beaufsichtigt von Ausbildnern sollten möglichst viele Kinder in einem Raum untergebracht und zur Arbeit angehalten werden. Die Klöppelschulen, eigentlich Industrieschulen, wurden im späten 18., vornehmlich im 19. Jahrhundert in vielen europäischen Ländern eingeführt. Im eigentlichen Sinn waren es Filialen eines Verlegers, der durch den Niedriglohn der zwangsverpflichteten Kinder einen saftigen Gewinn einstreifen konnte.

Die Hausindustrie in Salzburg

Obwohl Maria Posch und Leopold Ziller einen Überblick über die Spitzenerzeugung im Land Salzburg bzw. in St. Gilgen geben, ist eine eigene Studie zum Verlagswesen von historischer Seite bisher nicht unternommen worden. Zu den Voraussetzungen für die Etablierung der Hausindustrie fehlt jegliche Forschung, und für die Blütezeit der „Salzburger Hausindustrie" zwischen 1680 und 1780 gibt es nur wenige und vereinzelte Hinweise.

Als Möglichkeiten für die Etablierung der „Salzburger Hausindustrie" sehe ich die vielfältigen Handelsbeziehungen zu Italien, Flandern und zu Böhmen, wo es bereits eine florierende Spitzenproduktion gab. Salzburg,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

das zu den großen Barchentherstellern und Tuchproduzenten zählte, verarbeitete nicht nur die Schafwolle der großen Herden an der unteren Salzach und am unteren Inn, sondern auch Baumwolle, die hier versponnen und verwebt wurde. Das Baumwolltuch diente den Säumern über den Tauern als Verpackungsmaterial für die zerbrechliche Ware im Venedigerhandel[81]. Mit den Rechnungsbüchern der Benediktinerabtei St. Peter in Salzburg liegen Quellen vor, die über die Handelsbeziehungen zu den Tuchmachern Auskunft geben, die bis 1306 zurückreichen. Tuche wurden aus Flandern, aus den Städten Mecheln und Brügge, aus Brabant, England, der Lombardei und Böhmen eingeführt. Umgekehrt exportierte Salzburg aus Niederbayern eingeführtes Leinengarn und Leinenwebe nach Italien[82].

Erwähnt sind mehrere Orte, in denen die Spitzenklöppelei im Verlag organisiert war, doch nur über die späte Henndorfer Zeit (Ende 19. Jahrhundert) weiß Maria Posch Einzelheiten über drei Klöpplerinnen zu berichten. Leopold Ziller hat in seiner Forschung zur Ortsgeschichte von St. Gilgen die Namen der Spitzenhändler und, aus einigen Einträgen über Streithändel und Verkäufe, das ertragreiche Verlagswesen skizziert.

Nachdem noch eine große Anzahl von Archivalien unbearbeitet ist, gehören nach wie vor die „Beschreibungen des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg" von Lorenz Hübner zu den meistverwendeten Aufzeichnungen. Für die Spitzenhausindustrie verdienen seine gedruckten Quellen über „Das Salzburgische flache Land" besondere Beachtung. Auch wenn er die St. Gilgener Spitzenproduktion vernachlässigt, versucht er doch sorgfältig alle Besonderheiten in den Pfleg- und Landgerichten aufzulisten[83]. Innerhalb des Pfleg- und Landgerichts Neumarkt gibt er für Seekirchen einen Spitzenhändler an. Über Henndorf schreibt er, dass die Einwohner sich großteils mit der Verfertigung der weißen Fadenspitzen, die von Frauen und Kindern geklöppelt werden, kärglich fortbringen. Den Zwirn erhalten sie von den Salzburger, Thalgauer und Eugendorfer Spitzen- und Leinwandhändlern und ebenso den bedungenen Lohn für die gelieferte Ware. ... *So allgemein diese Arbeit hier ist, so kann sie dennoch des geringen Lohnes und der erforderlichen Zeit wegen, da die Fleissigen an der Elle dieser Spitzen nur 4–9, 10 höchstens 20 Kreutzer, wenn sie sehr fein sind, verdienen, wenig Gewinn und nur sehr kärglichen Unterhalt verschaffen. Daher sieht man hier auch viele herumziehende Bettler im Gefolge ihrer Kinder, wodurch der Charakter dieser Müßiggeher sehr verschlimmert wird; so wie derselbe von dieser Seite jedem Beobachter sogleich auffällt ...*[84]

Im Pfleg- und Landgericht Straßwalchen sei eine Sockenstrickerei, die vielen dürftigen Menschen Nahrung verschafft und viel Absatz hat. Korn, Haber und Flachs (Haar) sind hier die vorzüglichsten Erzeugnisse, wofür die zahlreichen Weber sprechen[85]. Eingehend befasst er sich mit dem Spitzen- und Schlingenhandel im Pfleg- und Landgericht Thalgau, wo er noch drei aufrechte Spitzenhandelsgerechtsame zählt. Zwei der Gerechtsamen gehen auf das Platzerische Haus mit Maria Bachlerinn als gegenwärtiger Eigentümerin. Jährlich führt sie noch gegen 4 Zentner Faden ein und versieht damit

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

etwa 50 Klöpplerinnen mit Arbeit. Auf den Jahrmärkten von Augsburg und München verhandelt sie jährlich Spitzen und Schlingen für 2500 fl, doch soll der Handel einst bei weitem beträchtlicher gewesen sein — damals versah das Platzerische Haus noch über 80 Klöpplerinnen mit Arbeit und führte gegen 9 Zentner Faden ein. Hübner resümiert, dass sich die Leute nicht mehr gerne mit dem mühsamen Klöppeln abgeben, sondern lieber stricken oder dienen, weshalb auch die Anzahl der Klöpplerinnen und der Spitzenhandel immer mehr abnehmen.

Die Spitzenhandelsgerechtsame in der Baderlucken ist unbeträchtlich: der Eigentümer beschäftigt nur 15 Klöpplerinnen und führt höchstens den vierten Teil des platzerischen Handels außer Landes — auch der inländische Verkehr ist sehr gering[86]. In St. Gilgen im Pfleg- und Landgericht Hüttenstein findet er unter den Gewerbsleuten nur noch einen Spitz- und Schlingenhändler vor. In einer Klammer weist Hübner darauf hin, ... *die Spitzen und Schlingen werden auch hierorts fabriziert.*[87]

Benedikt Pillwein schreibt 1839, dass neben Thalgau und Henndorf auch in Saalfelden weiße Spitze geklöppelt wurde[88]. Bei der Beschreibung der einzelnen Pfleggerichte und der Ortschaften weiß er nur von Thalgau zu berichten und bezieht sich auf Hübner, wenn er schreibt: *1796 zählte man noch 65 Spitzklöpplerinnen in Thalgau, jetzt nur mehr wenige. Mit Spitzen und Schlingen wurde ein bedeutender Handel nach Augsburg, München und nach Tyrol getrieben.*

Maria Posch gibt keine Quelle an, bemerkt aber, dass von 1630 bis 1660 einzelne Spitzkrämer in St. Gilgen und Eugendorf tätig waren. Von 1664 bis 1675 betrieben bereits mehrere den Spitzenhandel, und von einigen aus St. Gilgen, Wartenfels und Neumarkt sind die Namen bekannt. 1693 waren über die Ortschaften Eugendorf, Eugenbach, Straß und Gnigl 14 Händler verteilt, die 40 bis 50 Klöpplerinnen beschäftigten. In Neumarkt gab es 1702 sieben, in Wartenfels-Thalgau acht und in der Baderluck eine Gerechtsame. Für die Anzahl der Spitzenkrämer im Pfleg- und Landgericht Alt- und Lichtentann gibt es keine Anhaltspunkte, da die Akten größtenteils verloren gegangen sind. Aus einem Rechtsfall in Neumarkt geht hervor, dass 1703 mehrere Spitzkrämer in Henndorf und Seekirchen ansäßig waren. Laut Posch wird berichtet, dass in St. Gilgen ihrer zu viele seien, aber nähere Angaben fehlen. Maria Posch meint aus den vorangegangenen Daten erkennen zu können, dass der Handel mit Spitzen einen bedeutenden Umfang angenommen hat und die Orte Thalgau und Eugendorf führend waren[89].

Die heimische Zwirnspitze mit ihrer typischen Prägung hatte sich ihren Platz als eine haltbare Wäschespitze im bürgerlichen Haushalt erobert. Bemerkenswert ist der Absatz in den traditionellen Spitzenländern Italien und den Niederlanden, die neben den Märkten in der Steiermark, Kärnten, Krain, Bayern, Schwaben und der Schweiz beliefert wurden. Freilich gestattet dieser Export keine genauen Rückschlüsse auf die produzierte Spitzenmenge, dass der Umfang der verhandelten Spitzen aber stetig zunahm, ergibt sich aus der Bemautung die durch eine Klage wegen Mauthinterziehung

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

zum ersten Mal aufscheint: 1678 hat ein bezechter Spitzenkrämer, der Thalgauer Michael Eder, ganz darauf vergessen, seine für Augsburg bestimmte Spitzenladung, die er zum Klausentor hinausführte, zu verzollen[90].

Die Spitzenklöppelei beschäftigte im Flachgau zwischen 1680 und 1780 mehr als 300 Frauen. Nach 1780 erlöschen die ersten Spitzenhandelsgerechtsame, und mit Beginn des 19. Jahrhunderts fand die Klöppelei ihr Ende in Mattsee, Seekirchen und Neumarkt. In Eugendorf, im Gericht Neuhaus nebst Thalgau und in St. Gilgen war noch eine kleine Schar Berufsklöpplerinnen beschäftigt. Nur Henndorf verzeichnete noch bis um das Jahr 1860 etwa 50 Arbeiterinnen. Dem Umstand, dass Henndorf der letzte Ort im Salzburgischen war, in dem noch in größerem Umfang erwerbsmäßig geklöppelt wurde, verdankt die „Salzburger Spitze" den Namen „Henndorfer Spitze", auch wenn sie dort nicht gearbeitet wurde[91].

Zu bezweifeln ist, dass die 14 Spitzenhändler aus Eugendorf, Eigenbach, Straß und Gnigl nur 40 bis 50 Klöpplerinnen beschäftigten. Der lange Arbeitsaufwand für 1 Meter Spitze setzt mehrere Arbeiterinnen für einen Händler voraus; wesentlich realistischer ist die Angabe von Lorenz Hübner für das Platzerische Haus, das allein 50, vormals 80 Klöpplerinnen beschäftigte. Speziell zu St. Gilgen gibt es eine Namensliste von 65 Spitzenkrämern. Auch die Angabe von 300 Klöpplerinnen für den Zeitraum von 100 Jahren scheint angesichts des vielfach erwähnten schwunghaften Handels mit Spitzen zu niedrig gegriffen.

Maria Posch räumt ein, dass bei mehreren oder schnell hintereinander folgenden Aufträgen selbst Männer und Kinder klöppelten. Über den niedrigen Verdienst schreibt sie, dass man schon 1693 *von „armen Khlöckhlerinnen" und „armen Khlöckhler-Leuten" hört, die mit größtem Fleiß bey wollfailer Zeit khaum das Trukhne Brodt erklöckhlen mögen, bey ierzigen schweren Zeiten aber solches maisten Thaills pedtlen müessen.* Nicht nur zu der Zeit war der Verdienst der Klöpplerin gering: Arbeiterinnen, die sonst keinen Erwerb hatten, fristeten zeitlebens ein kärgliches Dasein. Gegenüber dem Fadenmaterial, dem Leinenzwirn, der verhältnismäßig teuer war, hatte die Arbeitszeit, die eine Klöpplerin in die Spitze investierte, nur geringen Stellenwert.

Inwieweit die vielen Weber im Salzburgischen verlagsmäßig organisiert waren, ist für diese Pfleg- und Landgerichte bislang nicht erforscht. Maria Posch spricht die Materialfrage der Klöpplerin an und führt auf: *Der Faden oder Zwirn, mit welchem die Krämer ihre Klöpplerin „verlegten", stammte aus den heimischen Webereien, deren es damals ja eine große Anzahl gab 1790 noch mehr als 600, aber auch aus Oberösterreich, Niederösterreich und Bayern. Sogar aus Böhmen dürfte Garn eingeführt worden sein, und zwar sowohl leinenes zum Klöppeln als auch baumwollenes zur Erzeugung der Schlingen.*[92]

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die Spitzenhausindustrie in St. Gilgen

Während Maria Posch die Anfänge der Spitzenklöppelei in den Pfleggerichten Neuhaus und Wartenfels vermutet, weil in Eugendorf und Thalgau seit ungefähr 1660 Spitzenhändler nachzuweisen sind, sieht Leopold Ziller dies anders: er verortet die ersten Spitzen- und Schlingenhersteller in St. Gilgen. Vor 1660 sind weder in Thalgau noch in Eugendorf Händler nachzuweisen. Der Streitfall von 1693 zwischen Georg Mäzinger (geb. 1658), einem Thalgauer Boten und Inhaber einer Bäckerei in St. Gilgen, der sich beim Spitzen- und Schlingenhandel unredlicher Praktiken bedient haben soll, und Eingaben von Spitzkrämern aus Eugendorf und Umgebung deuten auf eine früher einsetzende Spitzenerzeugung hin. Mäzinger gibt an, dass der Hausier- und Spitzenhandel schon seit 60 Jahren von seiner Familie betrieben wurde, doch meint Leopold Ziller, dass die Anfänge mit 1645 zu datieren seien, da für ihn welsche Krämer die Urheber der Spitzenklöppelei in Salzburg sind. Beide Krämer, Toma Tschumbar (ab 1645 in St. Gilgen wohnhaft) und Rudolf Marasch, dürften im Haus des Sebastian Mäzinger (Vater von Georg M.) beschäftigt gewesen sein und beide scheinen im Strafregister auf. Tschumbar musste sein Fornikationsvergehen mit 3 fl büßen, Mäzingers Schwester, die von Drillingen entbunden wurde, kam in die „Keiche"[93]. Lediglich der Umstand, dass zwei italienische Händler über einen längeren Zeitraum in St. Gilgen ansässig waren und zur Familie des Sebastian Mäzinger Kontakt hatten, veranlasst Ziller zur Hypothese, dass sie in dieser Zeit wahrscheinlich die Familie in der Spitzenherstellung unterwiesen haben[94]. Nachdem schon vor 1660 Berichte über den einträglichen Spitzenhandel in St. Gilgen vorliegen, ist die Vermutung von Maria Posch, dass der Beginn der Spitzenklöppelei in den Pfleggerichten Neuhaus und Wartenfels ihren Anfang nahm, nicht zielführend. Auch die Vermutung von Leopold Ziller bringt keinen Erkennntnisgewinn über die Einführung der Klöppelei in St. Gilgen: allein der Aufenthalt zweier welscher Händler bedingt noch nicht die Einführung der Spitzenklöppelei.

Zwar ist mit Christoph March erst 1654 der erste Schlingenhändler in den Taufmatriken vermerkt, doch muss Anfang der 50er-Jahre des 17. Jahrhunderts die Klöppelei schon einen so großen Umfang gehabt haben, dass der Spitzenhandel ein einträgliches Geschäft ergab. Tobias Hörl, der Schmied, versuchte sich 1648 als Wirt in der „Oberen Tafern", die er aber 1652 schon wieder verkaufte, um sich dem Spitzenhandel zu widmen. Auch Tobias Laoch, der Bauer vom Laochgut im Dorf, verkaufte 1655 seine Fischersege und das Lehen, um mit seinen drei Söhnen Spitzen zu verhandeln. Beinahe jedes Jahr kamen Spitzenhändler dazu und 1664 kommt es zu Klagen, dass sich der unkontrollierten Beschäftigung immer mehr ledige Personen widmen. Die härter werdende Konkurrenz führte dazu, dass sich verheiratete Händler benachteiligt fühlten. Der Pflegsverwalter Balthasar Lürzer unterstützte die St. Gilgener Händler, und tatsächlich wurde den ledigen, nicht haussässigen Leuten der Spitzenhandel verboten. Der Spitzen-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

handel war ein nicht radiziertes, d. h. nicht zünftiges Personalgewerbe. In den Konzessionsurkunden der Krämer war der Spitzen- und Schlingenhandel nicht inbegriffen, diese Geschäftssparte kam erst mit dem Ankauf der Berechtigung oder durch die Einheirat zur Krämerei. Ziller nennt Hanns Enzinger, in dessen Verleihungsurkunde von 1726 für eine Krämerei noch kein Hinweis auf eine Spitzenhandelsgerechtsame zu finden ist. Er durfte nur mit *Socken, Hamburger und Baumwollstrümpfen und allerhand Sorten Baumwollwaren, item Cordon und solichen Schnupftüchern, auch Seidenflohr* handeln. Nachdem er 1737 sein Haus an den Spitzen- und Schlingenhändler Andre Eggelshuber verkaufte, war mit dem Haus auch der Spitzenhandel verbunden und der Nachfolger war noch um 1800 berechtigt, den Spitzenhandel in diesem Haus zu betreiben[95].

1665 erachtete es die Behörde als notwendig, den gesamten Hausierhandel in geordnete Bahnen zu lenken. Andre Mazinger, am Baumgartnerhaus ansässig, erhielt 1665 als erster Spitzenhändler die Bewilligung für eine Spitzenkrämerei. Für die Spitzenhandelsgerechtsame musste ein „Willengeld" gereicht werden. Die Höhe des „Willengeldes" war nicht überall gleich: 1693 in Thalgau 2 d, 1703 in Neumarkt 45 kr und 1703 in St. Gilgen 24 d[96]. Den Handel mit Weißwaren betraf das „Willengeld" nicht, dieser musste eine Steuer abführen.

Zum Spitz- oder Schlingenkrämer als Verleger und der Klöckhlerin (Klöpplerin) kam im Salzburgischen noch der Spitz- oder Schlingenträger dazu. Verfügte der Krämer weder über ein Pferd noch über einen Wagen, dann bediente er sich des Spitzentragers, der in seiner Kraxe die ihm anvertraute Spitzenware und die ebenfalls in Heimarbeit verfertigten Eibenholzschüsseln auf die Märkte „vertrug". Den Spitzenträgern war der Hausierhandel verboten, doch kam es immer wieder vor, dass „unter der Hand" verkauft wurde. Der erzbischöfiche Hof und die reichen Bürger des Landes und der Stadt Salzburg waren wichtige Abnehmer, doch der weitaus größere Teil wurde im Ausland abgesetzt. Beschickt wurden die Jahrmärkte in Bayern, in Tirol, der Steiermark, in Kärnten, der Krain und in Kroatien. Von 1650 bis 1800 sind die Namen von 65 Spitz- und Schlingenkrämern in St. Gilgen aufgezeichnet.

Meistens gingen die Spitzenträger — verlässliche, gesunde Leute — zu zweit auf Handelsreise. Die beschwerlichen Fußreisen wurden im Winter gänzlich eingestellt. Auch wurde der Handel immer wieder von Grenzsperren wegen Kriegs- und Ansteckungsgefahr (Seuchen) beeinträchtigt. Das im Jahr 1776 erlassene Verbot der Einfuhr von Spitzen und ähnlichen Waren nach Österreich und eine spürbare Mauterhöhung reduzierte die Absatzmärkte stark. Der langsame Verfall der Spitzenhausindustrie wirkte sich für die St. Gilgener Bevölkerung sehr nachteilig aus und viele Klöpplerinnen kamen an den Bettelstab. Die Sterbematriken nach 1800 weisen viele verarmte „Weibspersonen" aus, die bettelnd und hungernd durchs Land gezogen waren[97].

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

ST. GILGEN ZUR ZEIT DER SPITZENHAUSINDUSTRIE

Die politische und verwaltungsmäßige Gliederung des Erzstiftes Salzburg bestand in Pfleg-, Land- und Stadtgerichten. St. Gilgen gehörte zum Pfleg- und Landgericht Hüttenstein. Im Schloss Hüttenstein (oberhalb des Krottensees), im Maut- und Amtshaus zu St. Gilgen und zuletzt im neuen Pfleggerichtsgebäude amtierte von 1359 bis 1811 bis zur Aufhebung des Pfleggerichtes, und von 1823 bis 1943, eine lange Reihe von Pflegsverwaltern. Darunter Balthasar Lürzer, der mit einem Begleitschreiben die Eingabe der verheirateten Spitzenkrämer von 1664 unterstützte, weil er fürchtete, dass die Häuser in St. Gilgen an Wert verlieren würden, wenn auch Ledige das Gewerbe führen dürfen.

Der Wirtschaftsraum St. Gilgen

Über den Aberseer Bezirk schreibt Lorenz Hübner: *... der Ackerbau ist nicht sehr gesegnet. Im Aberseer Bezirke ist der Boden dürftig mit guter Erde bedeckt, meistens steinicht oder sandig, sodass kaum das Fünffache des Samens, an einigen Orten gar nur das 2, 3 oder 4 fache desselben erbeutet wird. In der St. Gilgener Gegend ist der Boden etwas fruchtbarer und man erhält in guten Jahren das Sechs- bis Achtfache des Samens ... Man baut hier alle Arten Winter- und Sommergetreide; auch viele Kartoffeln. Von allen Getreidarten zieht das Salzburger Domkapitel den Zehenden in Natur. Viehzucht, der Verkauf von Butter, Schmalz und Käse, Fuhrwerke u. der Verkauf von Lärchenschindeln sind die beynahe einzigen Nahrungsquellen der hiesigen Einwohner.*[98]

Eine Etablierung der bis dahin unbekannten Spitzenproduktion im Flachgau und im Besonderen in St. Gilgen setzt bestimmte Erfordernisse voraus und lässt bislang die Frage offen, welche Gründe dafür verantwortlich sind. Lorenz Hübner zählt die Gewerbe in den Pfleg- und Landgerichten auf, nennt in einigen Orten Spitzkrämer und verweist auf die Klöpplerinnen. Auch Heinrich Wallmann[99] und Benedikt Pillwein[100] geben knappe Hinweise zur Spitzenklöppelei. Diese Autoren versuchen ein Bild über die Landschaft des Flachgaues, die Bevölkerung und deren Broterwerb zu geben. St. Gilgen wird nur von Hübner erwähnt. Erst Marie Posch beschäftigt sich eingehend mit dem Hausgewerbe und mit den St. Gilgener Spitzenkrämern, stützt sich aber auf Hübner und Wallmann. Zuletzt beschreibt der St. Gilgener Chronist Leopold Ziller in einem Kapitel seiner „Geschichte St. Gilgens und des Aberseelandes" den Spitzen- und Schlingenhandel. Obwohl alle Autoren, außer Posch, über die wirtschaftlichen Gegebenheiten der Region berichten, bringt keiner die wirtschaftlichen und sozialen Aspekte, die für die Entstehung der Spitzenhausindustrie auschlaggebend waren, in einen Zusammenhang.

Tatsächlich gab es eine ganze Reihe von Möglichkeiten, im hier behandelten Gebiet einer außerlandwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit nachzugehen, die — zumindest auf den ersten Blick — recht Erfolg versprechend aus-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

sah. Da war zunächst die Aberseefischerei; sie erstreckte sich neben dem Abersee auch auf die kleineren Seen wie Egelsee, Krottensee, Pibersee und auf die Fließgewässer. Das Fischereirecht, die *Seege*[101], wurde verliehen und war mit einem Fischdienst, einer Steuer aus den Fischgütern, verbunden, das heißt, eine bestimmte Menge an Fischen war an die Hofküche in Salzburg oder an den Pflegsverwalter abzuliefern. Die bedenkenlose Teilung der Fischereirechte, sie begann schon im 14. Jahrhundert, führte zur Entwertung und der Ertrag für den einzelnen Fischer wurde trotz Fischordnungen immer geringer. Auch die Feindseligkeiten zwischen den Aberseer und den St. Wolfganger Fischern haben die wirtschaftliche Bedeutung dieser Tätigkeit immer wieder eingeschränkt.

Besondere Bedeutung für das Aberseegebiet hatte das Schlagen von Hallholz für die Salinen. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts lieferten die Aberseer Bauern das Holz für die Salzkufen und Reifen. Als 1571 die Saline in Ischl die dritte Salzpfanne errichtete, musste sich das Kammergut um neue Holzlieferanten bemühen. Es sollte Kufenholz für die Salzfässer, Brennholz für die Sudpfannen und Zillenholz geliefert werden. Etwa 300 Jahre lang wurde mit den Salinenwäldern Arbeit und Verdienst für viele Holzknechte geschaffen. Ein weiterer Großabnehmer für das Holz war die Glashütte (siehe unten).

Mit dem Zillenbau für die Fischerei, die Wallfahrt, die Traunschifffahrt und die Plätten für den Eisentransport verdienten sich die Schopper ihr Brot. Und auch die Schüsseldrechsler sind zu nennen: 30 Schüsseldrechsler sind 1589 im Verzeichnis des Forstholzes genannt, die 4135 große, 2560 mittlere und 4635 kleine Schüsseln erzeugten und dafür Schüsselgeld zu entrichten hatten. Der Raubbau an Ahornholz — 1613 gab es bereits 36 Schüsseldrechsler — führte zu einem Verbot. Einige wenige, die von dieser Arbeit leben mussten, protestierten dagegen. Auch die Erzeugung von Lärchenschindeln stellte eine Erwerbsmöglichkeit dar[102].

Schon im Urbar Nr. 3 (1350–1410) wird die älteste Salzburger Brauerei als Noval aufgeführt und mit der Bezeichnung *von der Gerstenbrauerei, dem Keller und Grundstück bei der Lützlwand* beurkundet. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird von der ersten Taferne neben diesem Bräuhaus berichtet. Allerdings hatten nicht alle Besitzer reges Interesse an der Brauwirtschaft und 1671 berichtet der Pfleger, dass das Bräuhaus samt Nebengebäuden ... *sich dermaßen ruinirt und abgeödt befinden, das man des gänzlichen einfallens gleichsam khain tag sicher seye* ... Erzbischof Max Gandolf Graf von Kuenburg erwarb das Bräuhaus und baute es wieder auf, da er es als Hoffnungsbetrieb sah: Wallfahrer, die gute Lage an der Eisenstraße, die guten Naturkeller, ausreichende Holzmengen und die Aussicht auf Kundschaft aus Österreich. Eine Reihe von Rückschlägen bewog den Landesherrn dazu, das Brauhaus nach etwa 30 Jahren wieder abzustoßen.

Lediglich Holz stand der Brauerei ausreichend zur Verfügung, alle anderen Rohstoffe mussten eingeführt werden: Hopfen aus Böhmen wurde als

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Gegenfracht von den Salzfuhrleuten nach Gmunden gebracht. Dort übernahmen ihn die St. Gilgener Fuhrleute wie auch die Gmundener Gerste und brachten beides zur Brauerei Lueg. Doch die Abhängigkeit von den ausländischen Märkten wirkte sich auf die Brauerei selbst und auf das Fuhrgewerbe negativ aus. Bei Seuchen etwa war die Anlieferung der Rohstoffe ins Salzburgische verboten. Ebenso war dann auch die Ausfuhr des Bieres nach Oberösterreich zu den Ischler Wirten wegen der Grenzsperren nicht mehr möglich.

Zur Zeit der Erzbischöfe Leonhard von Keutschach (1495–1519) und Matthäus Lang von Wellenburg (1519–1540) erfolgte der erste Ausbau der Eisenstraße von Ischl bis Salzburg. Eine Route des Eisentransportes aus Leoben und Vordernberg ging über das Mondseegebiet nach Passau, die andere über Salzburg nach Innsbruck. Die schweren Eisentransporte wurden von den Eisenführern bis nach Strobl gebracht, in einer Eisenkammer eingelagert und vermautet. Mit schweren Zillen wurde das Eisen über den See zur Eisenniederlage nach St. Gilgen geführt und von St. Gilgener Fuhrleuten nach Hof und weiter nach Salzburg verbracht.

Wie den anderen Fuhrleuten erging es auch den Eisenknechten — auch sie hatten spürbare Einbußen, wenn die Grenzen gesperrt waren oder der Eisentransport im Winter eingeschränkt auf dem Landweg bewältigt werden musste.

Schon im 15. Jahrhundert sorgte der Aufschwung St. Wolfgangs als Wallfahrtsort für einen regen Schiffsverkehr auf dem Abersee und stellte für die Schöffleute in St. Gilgen einen einträglichen Erwerbszweig dar. Allerdings kam es mit den Wolfganger Schöffleuten immer wieder zu argen Streithändeln und zu Verstößen gegen die Schöffordnung des Erzbischofs und die Anordnungen der Pfleger.

Einbußen für die Schöffleute gab es bei Seuchen und während des Dreißigjährigen Kriegs, wo die Wallfahrt nur sehr eingeschränkt stattfand. Gänzlich zum Erliegen kam das Wallfahrerwesen, als im Zuge der Aufklärung Wallfahrten, die länger als einen Tag dauerten, von Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1772–1803) verboten wurden. Eine ähnliche Verordnung erließ auch Kaiser Josef II. von Österreich. Das Geschäft der Schöffleute wurde durch die politischen Veränderungen der Franzosen- und Bayernzeit stark beeinträchtigt; die Schifffahrtsgenehmigungen wurden aufgehoben, die wenigen Pilger konnten auch ohne besondere Ordnung über den See gebracht werden. Neben den Taglöhnern zählten die Fischer und Schöffleute in den 1780er-Jahren zu den Ärmsten in der Bevölkerung[103].

Die erste Glashütte des Erzstiftes plante Erzbischof Johannes Ernst Graf Thun im Gebiet von St. Gilgen. 1701 wurde mit dem Bau begonnen, 1702 war das Gebäude fertiggestellt, 1704 konnte mit der Produktion begonnen werden. Für die Baukosten musste großteils die Brauerei Lueg aufkom-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

men. Ein Einfuhrverbot für Glasware sollte die Monopolstellung im Land Salzburg sichern. Die ersten Kunden kamen aus Bayern, Österreich, Böhmen und der Steiermark. Die eingestellten Glasarbeiter stammten allerdings fast durchwegs aus dem Bayerischen Wald, nur die Träger, die mit den Kraxen die Glasware transportierten, rekrutierten sich aus der heimischen Bevölkerung. Der Erfolg währte nicht lange, Arbeiter mussten entlassen werden und der Erzbischof drängte darauf, die defizitäre Glashütte zu verpachten. Trotz sparsamster Führung des Pächters war die Glashütte nicht zu halten und die Pacht wurde zurückgelegt. Auch die Bemühungen des Erzbischofs, das Werk aus dem Verkaufserlös der Schlossmayerschaft 1724 zu finanzieren schlugen fehl — die Glashütte musste stillgegelegt werden.

Der Glasherr Johann Wolfgang Schmauss, der bereits in Freudenthal im Bayerischen Wald eine Glashütte führte, kaufte 1733 das Aicher Werk. Fast 70 Jahre blieb es im Besitz dieser Familie und erlebte einen neuen Aufschwung. Über 60 Personen und Kinder waren in der Glashütte beschäftigt. Neue Schwierigkeiten entstanden, als der Holzbedarf des Betriebs nicht mehr sichergestellt werden konnte. Schmauss errichtete 1779 eine zweite Glashütte in Zinkenbach, wo ausreichend Holz zur Verfügung stand.

Lorenz Hübner schreibt, dass in den Glashütten 7 Gesellen, 7 Handlanger, 1 Schmelzer, 1 Hauptschürer und 2 Schürbuben, 1 Glasbinder, 1 Glasschneider, der die Wappen und andere Figuren in das Glas schneidet, beschäftigt sind. Man stellte weißes, grünes, und rot-gelb-blau gefärbtes Glas her. Absatz fand die Ware im Inland, teilweise auch in Bayern, durfte jedoch nicht nach Österreich ausgeführt werden[104].

Von einem Feuer im Jahr 1796, dem die Zinkenbacher Glashütte zum Opfer fiel, konnte sich die Glashütte trotz raschem Wiederaufbau nicht mehr erholen. Dem Einfuhrverbot für Glasware nach Salzburg folgte im Gegenzug ein Einfuhrverbot für Österreich. 1805 kamen infolge der schlechten Wirtschaftslage während der Franzosenzeit beide Glashütten unter den Hammer. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Glashütte endgültig eingestellt.

Spitzenklöppelei — ein Notprogramm?

Die wirtschaftlichen Voraussetzungen geben Aufschluss über die Erwerbsmöglichkeiten der Bevölkerung im Raum St. Gilgen. Beinahe in allen genannten Bereichen wirkte sich die Abhängigkeit von ausländischen Märkten auf das Fuhrgewerbe aus, das die Haupteinnahmequelle darstellte. Wenn das gesamte Fuhrgewerbe eingestellt werden musste, weil äußere Umstände — Grenzsperren wegen Seuchen und drohender Kriegsgefahr — den größten Teil des Handels zum Erliegen brachten, lassen sich die sozialen Gegebenheiten erahnen. Die wirtschaftliche und soziale Situation dieser Region lässt zwar Rückschlüsse ziehen, die für die Entstehung der Spitzenhausindustrie auschlaggebend gewesen sein könnten, doch steht eine entsprechende Untersuchung noch aus.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Abb. 3 Heimatkundliches Museum St. Gilgen (Wezlhäusl).

DAS WEZLHÄUSL

Eine enge Verbindung zur St. Gilgener Spitzengeschichte stellt das Heimatkundliche Museum in St. Gilgen dar, nicht nur, weil es eine umfangreiche Spitzensammlung beherbergt, sondern weil es ursprünglich ein Spitz- und Schlingenkrämerhaus war. Der „Wezlstadl", das „Einsiedelhäusl", das „Primusmichl-Häusl", alle drei Bezeichnungen meinen dasselbe Gebäude mit der Hausnummer St. Gilgen Nr. 12 oder Johann-Pichler-Platz Nr. 6[105].

1650 kaufte Georg Mazinger den Stadel des Wezl- oder Schustergutes und ersuchte um Bewilligung, eine Wohnung bauen zu dürfen. Da seine finanziellen Mittel nicht reichten, verkaufte er den Stadel 1652 wieder. 1655 bekam der Wezlstadel mit der Hausstattgerechtigkeit neue Besitzer: Wolf und Rosina Zopf stellten den Umbau des Hauses fertig. Beide Söhne, die Spitz- und Schlingentrager Michl und Christoph Zopf, teilten sich das Haus, das 1668 die Bewilligung zur Verstuckung[106] bekam. Der Besitzerwechsel auf dem zweigeteilten Haus ging hauptsächlich durch Kauf vonstatten. Michl Zopf, der den unteren Teil bewohnte, folgten von 1705 bis 1856 vierzehn namentlich verzeichnete Hausbesitzer, während der obere Teil, nach Christoph Zopf, von 1673 bis 1866 an achtzehn Hausbesitzer von Hand zu Hand ging.

1769 erwarb Frater Seraphim Schmidpichler das obere Stockwerk, er und sein Bruder Frater Bonaventura waren die letzten Klausner am Falkenstein und nahe mit der Familie Mozart verwandt. 1772 erhielten sie die Erlaubnis im Haus Religionsunterricht zu halten.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Abb. 4 Spitzenausstellung im Heimatkundlichen Museum St. Gilgen.

1877 wurde August Golser Besitzer beider Haushälften. Ihm folgte die Familie Lacina, die eine Schmiede einrichtete. Als letzter Besitzer scheint seit 1979 die Gemeinde St. Gilgen auf, die zur Erbschaft des Hälfteanteils die zweite Hälfte kaufte. Am 8. Juni 1980 wurde nach jahrzehntelanger Sammeltätigkeit das Heimatkundliche Museum in diesem Haus eröffnet[107].

Das Wezlhäusl — Heimatkundliches Museum St. Gilgen

Das Museum hat Verantwortung in zweierlei Hinsicht zu übernehmen: Erhaltung des kulturellen und natürlichen Erbes und die weitere Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Damit kann sich die Bildungsaufgabe des Museums nicht darin erschöpfen, nur fachliche Informationen über das Sammelgut zur Verfügung zu stellen[108]. Das „Heimatkundlichen Museums St. Gilgen" ist dabei, Schwerpunkte mit der *Spitzenhausindustrie*, mit der Glaserzeugung, dem Wallfahrtswesen und der Sommerfrische zu setzen.

Um die *Spitzenhausindustrie* in St. Gilgen wieder vermehrt in den Blickpunkt zu rücken, bedient sich das „Heimatkundliche Museum St. Gilgen" einer Reihe von Präsentationsformen und Vermittlungsmöglichkeiten. Wird mit der Gestaltung eines Spitzenraumes im Erdgeschoß auf Klöppelei, Spitzenarten und Handel eingegangen, so wird in der Klöppelstube im Obergeschoß ein Bild sozialer Verhältnisse der St. Gilgener Hausindustrie nachgezeichnet. Über einen Monitor, der in dieser Klöppelstube installiert ist, soll der Besucher mittels eines Kurzfilmes Einblicke in den Alltag zur Zeit der Spitzenhausindustrie bekommen. Einen Einblick zum heutigen Stand der Spitzenklöppelei zeigt eine Klöppelrunde, Frauen und Mädchen,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

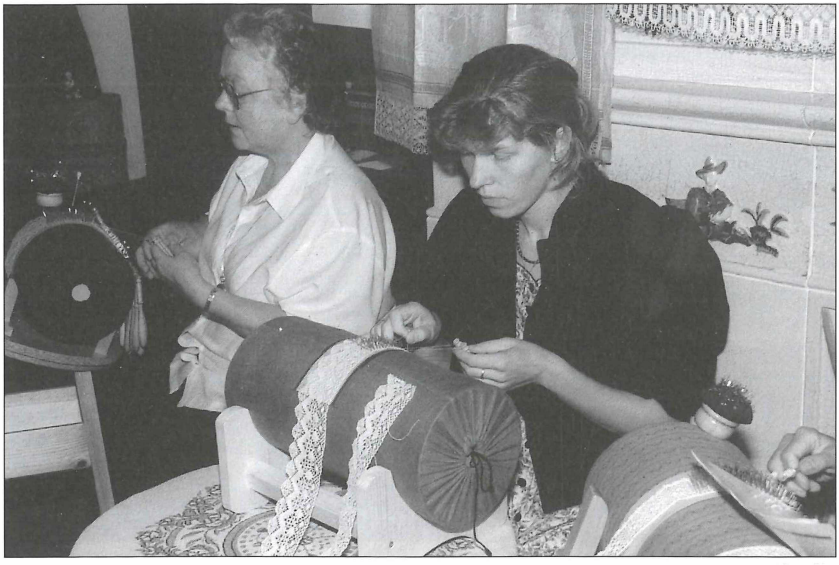

Abb. 5 Klöpplerinnen im Heimatkundlichen Museum St. Gilgen.

die sich im „Heimatkundlichen Museum St. Gilgen" gerne über die Schulter schauen lassen und mit Begeisterung die Klöppelei weiterführen.

Klöppelspitzenraum, Klöppelstube, Kurzfilm und Sonderausstellungen sind Eckpfeiler des Schwerpunktes Spitzenhausindustrie. Diese einseitige Kommunikationsform wäre zu wenig, um den Besucher für die fast vergessene Erwerbsquelle zu interessieren. Die Spitzenproduktion, als eine der mühsamsten Arbeiten, lässt sich nur begreifen, wenn die Möglichkeit zu Handwerksvorführungen gegeben ist. Gottfried Korff sieht Aktivitäten dieser Art als Anbiederung an den Nostalgie-Tourismus und meint, dass mit folkloristischen Schau-Offerten, wie Spinnen, Weben, Töpfern und dergleichen, mit „Hemdsärmelarchaik" Leben ins Museum gebracht werden soll. Sicher werden mit den Vorführungen auch Interessen des Fremdenverkehrs bedient, doch lukriert sich ein Großteil der zukünftigen Klöpplerinnen aus diesen Veranstaltungen. Es sind Frauen, die das Klöppeln erlernen wollen, es in die Frauenrunden tragen und zum Erhalt der alten und gleichsam jungen Klöppelei in der Region beitragen.

Mit der Herausgabe der viersprachigen „Salzburger Klöppelspitzen Reihe"[109] und der Teilnahme an internationalen Spitzenkongressen und Ausstellungen etabliert sich das Bewusstsein um die Spitzenregion im Salzburger Flachgau auch wieder im Ausland. Einen wesentlichen Beitrag zur Nachhaltigkeit trägt der Ausbau der Spitzensammlung innerhalb der Textilsammlung bei. Der Aufbau einer Fachbibliothek, die Forschung zur Hausindustrie und Dokumentationen zur Arbeit im textilen Bereich des Museums, aber auch das Aufbereiten der Muster sind Aufgaben, um den nächsten

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Generationen eine Basis für die Weiterarbeit und für neue Entwicklungen zur geben.

1994 wurde das „Heimatkundliche Museum St. Gilgen" mit dem österreichischen Museums-Anerkennungspreis des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung sowie 2001 mit dem ersten „Salzburger Museumsschlüssel" ausgezeichnet. 2002 wurde der Salzburger Kulturgüter-Preis verliehen und 2003 erhielt das „Heimatkundliche Museum St. Gilgen" das österreichische Museumsgütesiegel.

Anmerkungen

1 *Reinhard Sieder,* Alltagsgeschichte in Wissenschaft und Unterricht, in: Alltagserfahrungen in der Geschichte (Wien 1998), S. 8–10.

2 *Markus Cerman* u. *Hermann Zeitlhofer,* Leben und Arbeiten auf dem Lande, in: *Ernst Bruckmüller* (Hg.), Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs. Schriften d. Institutes f. Österreichkunde 61 (Wien 1998), S. 111.

3 *Lorenz Hübner,* Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik, Erster Bd., Das Salzburgische flache Land (Salzburg 1796); *Heinrich Wallmann,* Wanderungen und Kulturhistorische Streifzüge durch den Salzburggau, in: MGSL 7 (1867).

4 Jaquardmaschine als Vorreiter für die Webmusterung und die Tüllmaschine, beide um 1908.

5 Spitzenmaschinen erzeugen — je nach Arbeitsbreite und Spitzenbreite — eine große Anzahl zusammenhängender Spitzenbänder in einem Arbeitsgang, die zuletzt händisch voneinander getrennt und mit vorgefertigten Rändern versehen werden.

6 *Friedrich Schöner,* Schönheit der Spitzen in Durchsicht und Draufsicht. Leitfaden ihrer Arten und Ornamente im Wandel von Zeit und Landschaft (Wien 2003), S. 8.

7 2. Mose 26, V. 1; 27, V. 16; 28, V. 6; 35, V. 35.

8 Präraffaeliten: Vereinigung engl. Maler. Gegründet 1848 von Dante Gabriel Rosetti, Holman Hunt u. John C. Millais.

9 *Bertha v. Jurie,* Spitzen und ihre Charakteristik (Berlin 1907), S. 13 f.

10 *Bury Palliser,* Histoire de la Dentelle (Paris 1892), S. 9 f.

11 *Moriz Dreger,* Entwicklungsgeschichte der Spitze (Wien 1910), S. 2.

12 Ebda., S. 3.

13 *Tina Frauberger,* Handbuch der Spitzenkunde (Hannover 1984 [= Repr. v. 1894]), S. 13.

14 *Schöner,* Schönheit (wie Anm. 6) S. 10.

15 *Alfred v. Henneberg,* Stil und Technik der alten Spitze (Berlin o. J. [1931]).

16 *Friedrich Schöner,* Spitzen. Enzyklopädie der Spitzentechniken (Leipzig ^{4}1988), S. 33.

17 Metallfäden (Gold, Silber).

18 Beim Klöppeln wird nicht in waagrechten Reihen geklöppelt, sondern nach der vorgegebenen Musterung, d. h. einmal das Netz, dann wieder Motive oder Zacke, je nachdem, welche Klöppel zur Verfügung stehen.

19 Zur Definition des Begriffes vgl. *Maria Posch,* Die Salzburger Spitzenklöppelei und der Spitzenhandel, in: MGSL 51 (1911), S. 129: „Trum" ist das Stückchen, das Ende; das wird hier männlich statt sächlich gebraucht, daher [mundartl.] „der Tream".

20 Ebda., S. 130.

21 *Gertrud Lenning,* Unsterbliche Spitze (Berlin o. J. [1954]), S. 37.

22 *Anne Kraatz,* Die Kunst der Spitze. Textiles Filigran (1989), S. 12.

23 *Palliser,* Histoire (wie Anm. 10), S. 58.

24 „Ein Band mit zwei Klöppeln", nach der Übersetzung von *Palliser* — mit „zwölf Klöppeln" nach *E. Lefébure;* zit. nach *Frauberger,* Handbuch (wie Anm. 13), S. 212.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

25 Vgl. dazu *Dreger,* Entwicklungsgeschichte (wie Anm. 11), S. 32 f.; *Frauberger,* Handbuch (wie Anm. 13), S. 212; *Lenning,* Unsterbliche Spitze (wie Anm. 21), S. 34.

26 *Schöner,* Schönheit (wie Anm. 6) S. 43.

27 *Dreger,* Entwicklungsgeschichte (wie Anm. 11), S. 30.

28 Model bedeutet eigentlich Form, z. B. Backform, Gussform, und wird im Sinne von „formen" auch in textilen Techniken verwendet, z. B. Modelstrickerei. Unter Modelbüchern sind Musterbücher zu verstehen.

29 *Arthur Lotz,* Bibliographie der Modelbücher (Stuttgart u. a. 1933).

30 *Marie Schuette,* Alte Spitzen (Nadel- und Klöppelspitzen). Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber (Berlin 1914), S. 78 u. 80.

31 *Lenning,* Unsterbliche Spitze (wie Anm. 21), S. 31.

32 Nach franz. „dentelle".

33 *R. M.,* Nüw Modelbuch. Allerley Gattungen Däntelschnür (Zürich 1561; Faksimile v. 1986). Beigelegt: *Claire Burghard,* Faszinierendes Klöppeln, Titelblatt (Bern—Stuttgart 1986).

34 *Schuette,* Alte Spitzen (wie Anm. 30), S. 80.

35 *Lenning,* Unsterbliche Spitze (wie Anm. 21), S. 32.

36 *Ina Wunder,* Internationale Spitzensammlung Nordhalben. Mit Beiträgen v. *Sigrid Daum,* hg. v. d. Abt. Nichtstaatliche Museen am Bayer. Nationalmuseum, Bd. 7 (München—Zürich 1987), S. 7.

37 Haarputz aus feiner Brüsseler Spitze.

38 *Schuette,* Alte Spitzen (wie Anm. 30), S. 229.

39 *Wunder,* Spitzensammlung (wie Anm. 36), S. 8.

40 *Marianne Gächter-Weber,* Spitzen umschreiben Gesichter (St. Gallen 1997), S. 23.

41 Um Barbara Uttmann gibt es einige Legenden. Fest steht, dass die Witwe eines reichen Bergherrn in Annaberg den umfangreichen Betrieb übernommen hatte und noch andere Hüttenwerke besaß. In Zusammenhang mit der Spitzenklöppelei existiert ein Dokument der Kurfürstin Anna vom 9. Okt. 1560, in dem sie etliche Borten bei der „Christof Uttmannin" auf St. Annaberg bestellte. Borten ist eine erzgebirgische Bezeichnung für allerhand Klöppelwerk. Siehe dazu: *Frauberger,* Handbuch (wie Anm. 13), S. 240.

42 *Albert Ilg,* Geschichte und Terminologie der alten Spitzen (Wien 1876), S. 48.

43 dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Bd. 1 (1973), S. 261 u. 263. Edikt von Postdam 1685, Aufnahme von 20.000 Réfugiés belebt die (Textil-)Manufakturen.

44 *Ilg,* Geschichte (wie Anm. 42), S. 36.

45 *Josef Innerhofer,* Taufers, Ahrn, Prettau. Die Geschichte eines Tales (Bozen ^{2}1982), S. 385, und *Else Cronbach,* Die österreichische Spitzenhausindustrie. Ein Beitrag zur Frage der Hausindustriepolitik. Wiener Staatswissenschaftliche Studien, hg. v. *Edmund Bernatzik* u. *Eugen v. Philippovich,* 7. Bd., 1. H. (Wien 1907), S. 14–17.

46 *Marina Demetz,* Hausierhandel, Hausindustrie und Kunstgewerbe im Grödental. Vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert, Tiroler Wirtschaftsstudien, 38. Folge (Innsbruck 1987), S. 19.

47 Abdruck des Artikels aus der Zeitschrift „International Old Lacers" v. 1990, in: Die Spitze, Informationsblatt des Deutschen Klöppelverbandes e. V., Ausg. 3 (1992), S. 24–29.

48 Siehe dazu auch: *Wunder,* Spitzensammlung (wie Anm. 36), S. 61.

49 *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 111.

50 *Wallmann,* Wanderungen (wie Anm. 3), S. 11.

51 *Leopold Ziller,* Vom Fischerdorf zum Fremdenverkehrsort, 1. Teil (bis 1800): Geschichte St. Gilgens und des Aberseelandes, 2. Teil (1800–1938): Geschichte von St. Gilgen am Aber-(Wolfgang-)See, 2., korr. Aufl. (St. Gilgen 1988), S. 205.

52 Zit. nach *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 226 u. 228.

53 *Friedrich Pirckmayer,* Mandat und Ordnung wie es hinfüran mit den Märckthen Allhie zu Salzburg sollte gehalten werden, Auch Hochzeit halten vnd ander mer Articl btr., in: MGSL 35 (1895), S. 226 u. 228 (Quelle: Hofkammer, Generale 1556, Q). Pfennwert hieß alles, was auch im Kleinverkauf zu haben war.

54 *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 108.

55 Der Schmied Tobias Hörl versuchte sich 1648 in der „Oberen Tafern" als Wirt, verkaufte

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

das Wirtshaus aber bereits 1652 und widmete sich dem Spitzenhandel. Siehe dazu *Ziller,* St. Gilgen (wie Anm. 51), S. 205.

56 Bewilligung für den Handel mit Spitzen.

57 Margarethe Breuer, geb. Fahrner wurde am 3. Juli 1886 in Salzburg geboren. Schon sehr früh wurde sie von ihrer Großmutter im Klöppeln unterrichtet und später, als sie durch den Beruf ihres Vaters, eines k. u. k. Offiziers, mit ihrer Familie weit in der Monarchie herumkam, sammelte sie Spitzen, versuchte aber auch neue Klöppeltechniken in den Spitzenzentren in Böhmen und Slowenien (Krain) zu erlernen. Von vielen Spitzenmustern zeichnete sie Klöppelbriefe, um die Spitzen reproduzieren zu können.

58 *Monika Thonhauser,* Margarethe Breuer — die Salzburger Klöppelmutter, in: Salzburger Volkskultur, 16. Jg. (März 1992), S. 96–100.

59 *Ernst-Erik Pfannschmidt,* Spitzen. Neue Ausdrucksformen einer alten Technik. Beispiele aus dem 20. Jahrhundert (Ravensburg 1975), S. 13 u. 16.

60 Ebda., S. 34.

61 Organisation Internationale de la Dentelle au Fuseaux et à l'Aguille, Belgien.

62 *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 125.

63 „Salzburger Trachtenmappe", hg. v. d. Salzburger Heimatpflege u. d. Kammer der Gewerblichen Wirtschaft f. Salzburg [1983].

64 *Konrad Köstlin,* Versuchte Eigenart: Region und Kreativität. Betrachtung des Regionalen, in: Zolltexte Nr. 20, hg. v. Personenkomitee Forum Landschaftsplaner (Wien 1996), S. 30 u. 32.

65 *Cerman/Zeitlhofer,* Leben und Arbeiten (wie Anm. 2), S. 112.

66 Diesen Ansatz vertreten z. B. *Franz Irsigler,* Frühe Verlagsbeziehungen in der gewerblichen Produktion des westlichen Hanseraumes, in: Zins—Profit—Ursprüngliche Akkumulation (= Abh. zur Handels- u. Sozialgeschichte 21; Hansische Studien 5); *Wolfgang v. Stromer,* Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa. Wirtschaftspolitik im Spätmittelalter (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters 17) (1978); *Adolf Laube,* Die ursprüngliche Kumulation des Kapitals — Problemstellung und vergleichende Sicht, in: Zins—Profit—Ursprüngliche Akkumulation (wie oben), zit. nach *Rudolf Hollbach,* Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion (13.–16. Jahrhundert) (Stuttgart 1994), S. 29. — *Friedrich-Carl Zimmern,* „Verlag, industrieller", in: Handwörterbuch der Betriebswirtschaft, Bd. 4 (Stuttgart 1962), Sp. 6740–6746. — *Fritz Voigt,* „Heimindustrie", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaft, Bd. 5 (Stuttgart u. a. 1956), S. 103–111.

67 *Hollbach,* Frühformen (wie Anm. 66), S. 30.

68 *Eugen Schwiedland,* Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich. Beiträge zur Erkenntnis ihrer Entwicklung und ihrer Existenzbedingungen, I. Allgemeiner Teil (Leipzig 1894), S. 4–6.

69 *Alois Riegl,* Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie (Berlin 1894), S. 64.

70 Vgl. *Konrad Fuchs* u. *Heribert Raab,* Wörterbuch Geschichte, 12. Aufl., S. 806, und *Wunder,* Spitzensammlung (wie Anm. 36), S. 51.

71 *Issaïev,* Le travail de famille en Russie, in: Revue d'Économie Politique (1893), S. 440; zit. nach *Schwiedland,* Kleingewerbe (wie Anm. 68), S. 59.

72 *Schwiedland,* Kleingewerbe (wie Anm. 68), S. 59 u. 55 f.

73 *Cronbach,* Österr. Spitzenhausindustrie (wie Anm. 45), S. 5.

74 Zit. nach *Hollbach,* Frühformen (wie Anm. 66), S. 17.

75 *Cronbach,* Österr. Spitzenhausindustrie (wie Anm. 45), S. 44–47.

76 *Wunder,* Spitzensammlung (wie Anm. 36), S. 50.

77 Das Spitzenklöppeln war in Prettau schon lange zu Hause, wie auch im übrigen Ahrntal. Man arbeitete aber ohne Vorlagen und stellte nur breite Borten her. Im Landgericht Taufers klöppelten in der zweiten Hälfte des 18. Jh. 300, um die Mitte des 19. Jh. über 500 Personen, darunter auch Männer. In den folgenden Jahrzehnten, als das Hausgewerbe allgemein einen Niedergang erlebte, ging auch das Klöppeln zurück. Um 1880 sollen in Prettau noch 10 bis 15 Leute geklöppelt haben. Siehe dazu: *Innerhofer,* Taufers, Ahrn, Prettau (wie Anm. 45), S. 385.

78 *Josef Blau,* Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. I. Teil Wald- und Holzarbeit, II. Teil Frauen-Hauswerk und Volkskunst (Prag 1918), S. 151.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

79 *Karin Keller,* Der vorzüglichste Nahrungszweig des weiblichen Geschlechts: Spitzenklöppeln im sächsischen Erzgebirge als textiles Exportgewerbe, in: *Reinhold Reith* (Hg.), Praxis der Arbeit (Frankfurt—New York 1998), S. 210.

80 *Blau,* Böhmerwälder (wie Anm. 78), S. 144.

81 *Michaela Krissl,* Die Salzburger Neubürger im 15. und 16. Jahrhundert, in: MGSL 128 (1988), S. 276.

82 *Herbert Klein,* Die Tuchweberei am unteren Inn im 15. und 16. Jahrhundert nach Salzburger Quellen, in: MGSL 106 (1966), S. 116 f.

83 *Hübner,* Beschreibung (wie Anm. 3).

84 Ebda., S. 189 u. 190.

85 Ebda., S. 214 u. 216.

86 Ebda., S. 233.

87 Ebda., S. 286.

88 *Benedikt Pillwein,* Das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis (Linz 1839), S. 129.

89 *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 120 f.

90 Ebda., S. 109.

91 Ebda., S. 111 f.

92 *Posch,* Salzburger Spitzenklöppelei (wie Anm. 19), S. 123.

93 Keiche, auch Kotter, österr. für Arrest.

94 *Ziller,* St. Gilgen (wie Anm. 51), S. 205.

95 Ebda., S. 207.

94 4 Pfenning (d) = 1 Kreuzer (kr).

97 *Ziller,* St. Gilgen (wie Anm. 51), S. 210.

98 *Hübner,* Beschreibung (wie Anm. 3), S. 286.

99 *Wallmann,* Wanderungen (wie Anm. 3), S. 11.

100 *Pillwein,* Herzogthum Salzburg (wie Anm. 88), S. 129.

101 Die ursprüngl. Bedeutung von Seege war ein Fischernetz mit einer bestimmten Größe. Später aber bedeutete Seege das Recht, mit einem solchen Fischernetz fischen zu dürfen.

102 *Ziller,* St. Gilgen (wie Anm. 51), S. 70–94.

103 Ebda., S. 94–102.

104 *Hübner,* Beschreibung (wie Anm. 3), S. 189 f.

105 *Leopold Ziller,* Häuserchronik der Gemeinden St. Gilgen und Strobl am Aber-(Wolfgang-)See (St. Gilgen 1990).

106 Hausteilung.

107 *Georg Hödlmoser,* Das Heimatkundliche Museum St. Gilgen und seine Spitzensammlung, in: *Monika Thonhauser,* Salzburger Klöppelspitzen-Reihe, Folge 3 (Salzburg 1992), S. 1, u. *Ziller,* Häuserchronik (wie Anm. 105), S. 27.

108 *K. Weschenfelder* u. *W. Zacharias* (1992), S. 364, zit. nach *Diethard Herles,* Das Museum und die Dinge. Wissenschaft, Präsentation, Pädagogik (Frankfurt—New York 1996), S. 23.

109 *Monika Thonhauser,* Salzburger Klöppelspitzen Reihe, Folge 1, Salzburger Spitzenmuster aus dem Salzburger Museum Carolino Augusteum (1988); Folge 2, Spitzenmuster aus dem Salzburger Museum Carolino Augusteum (1990); Folge 3, Spitzenmuster aus Salzburger Museen (1992); Folge 4, Spitzenmuster aus Salzburger Museen (1994); Folge 5, Spitzenmuster aus dem Heimatkundlichen Museum St. Gilgen (St. Gilgen 1998); Folge 6, Spitzenmuster aus Salzburger Museen (St. Gilgen 2001).

Anschrift der Verfasserin:
Mag. Monika Thonhauser
Kravoglstraße 22
A-5020 Salzburg

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: 145

Autor(en)/Author(s): Thonhauser Monika

Artikel/Article: Die Spitzenhausindustrie im Raum St. Gilgen. 189-226